

DER
BIKINIFISCH
DAS MAGAZIN

1. Ausgabe 2015, erscheint viermal im Jahr in Zusammenarbeit mit dem Bikinifischmuseum Graz, Metahofgasse 17, 8020 Graz.
INTERNATIONAL PREIS: 5.- Euro

Wir schreiben über das, was die anderen gerne so schrieben!



DER BIKINIFISCH

(C) MOTOR 2015

DURCHEINANDER MITEINANDER ÜBEREINANDER UNTEREINANDER FÜREINANDER AUSEINANDER AUFEINANDER INEINANDER GEGENEINANDER ZUEINANDER UMEINANDER HINTEREINANDER DURCHEINANDER MITEINANDER ÜBEREINANDER UNTEREINANDER FÜREINANDER AUSEINANDER AUFEINANDER INEINANDER GEGENEINANDER ZUEINANDER UMEINANDER HINTEREINANDER DURCHEINANDER MITEINANDER ÜBEREINANDER UNTEREINANDER FÜREINANDER AUSEINANDER AUFEINANDER INEINANDER GEGENEINANDER ZUEINANDER UMEINANDER HINTEREINANDER

INHALT

02 RUUD VAN WEERDENBURG

08 ROMAN KLUG

09 ANDRE HAGEL

10 ERWIN MICHENTHALER

12 ANDRE HAGEL

13 ANDRE HAGEL

14 CHRISTIANE NEPPEL

15 LUCAS KRISTAN

16 HELMUT SCHREITMÜLLER

17 CHRISTIAN POLANSEK

18 MARCEL FOTTER

19 CHRISTIAN POLANSEK

20 MARKUS HELL

22 MARGIT GLAUNINGER

22 SONJA FUHRMANN

23 GERHARD GAEDKE

23 CHRISTIAN POLANSEK

EINE ORANGE VON GEWICHT *eine Novelle von Ruud van Weerdenburg*

1. „Stop! Stop!“, rief er, die ganze Figur ein Naturmensch, von Lebenslust sprühend, und mit seinen schalkhaften, aber durchdringenden Augen unterstrich er seinen Befehl. Ich tat nichts lieber als anzuhalten. Es schien kein Ende dieser Bergwanderung in Sicht, und was als ein romantischer Abendspaziergang begonnen hatte, war inzwischen ein fleischgewordener Albtraum. Gerade diese Worte dröhnten schon die ganze Zeit in meinem Kopf: „Stop! Stop! ...“. Als bestünde die ganze Welt, von der uns dieser Ausläufer des Himalaja eine Idee gab, nur noch aus diesem Wort, aus einer kleinen Pause, und wieder aus dem Wort. Im Rhythmus von Herzsschlägen: „Stop! Stop! ...“.

Der Sadhu ließ den Worten die Tat folgen und wies auf einen Baum. Sein geschmeidiger Körper bog sich dabei etwas zurück. Buddhi, mein Reisegefährte aus Ceylon, tat auch gleich einen Schritt zurück und folgte der Linie des ausgestreckt, indischen Arms. Auch seine Bewegung zeugte von Geschmeidigkeit, da waren kein Ruck und keine Verkrampfung. Ganz klar, diese beide Männer, der Yogi und der Mönch, waren sowohl geistig, als auch körperlich durchtrainiert. Kein Wunder also, dass die beiden sich so gut verstanden. Als unbeholfener, verwöhnter, junger Westeuropäer stand, und lief ich in ihrem Schatten. Meistens dachte ich mir, was für ein lächerlicher Trimm-dich-Ausflug das sei, doch gab es dazwischen Momente, in denen alle Müdigkeit und Probleme verschwanden und ich von einer Klarheit und Kraft erfüllt wurde, die seinesgleichen nicht kannte. Diese Augenblicke ließen mich weitergehen, trieben mich zur nächsten „Spitze“, die dann noch tiefer verwurzelt war und desto höher ausschlug. Ich konnte übrigens schon seit Langem nicht mehr umkehren, ohne dass ich mich zwischen den Büschen und Felsen verirrt hätte.

Müde und mit dem Tonfall von „Was denn nun schon wieder?“ fragte ich Buddhi, was denn so sehenswert sei.

„Christmastree! Christmastree!“, rief der Saddhu lachend. Seine Spontanität schien im Laufe der Wanderung eher zu wachsen als nachzulassen. Er wies wieder zum Baum hinüber. Erst jetzt sah ich, dass die Lichter eines Dorfes weit hinten auf einem Berg so durch den Baum funkelten, als seien sie die Lichter in einem Weihnachtsbaum. Ich lachte den Sadhu an - wieder so ein Moment des Aufblitzens! Er schüttelte seinen Kopf und damit die langen, in einem Knoten zusammengebundenen schwarzen Locken. Mit seinem metallenen Vishnu-Dreizack, einer Art Neptunstab, wies er enthusiastisch nach oben, weiter bergaufwärts, und rief: „Jungle! Jungle! ...“.

„Jetzt fängt der Dschungel erst wirklich an“, erklärte mir Buddhi, während wir dem Weg nach oben folgten, „Wir haben von den Menschen Abschied genommen und betreten jetzt seine Domäne.“

Neidisch schaute ich auf die beiden anderen, die mit einem Schritt weiterstiegen, als hätten wir unsere Reise soeben erst angetreten, während wir doch schon fünf Stunden unterwegs waren.

2. Seit Monaten zog ich schon durch Indien von einem heiligen Ort zum nächsten, wie es sich gerade ergab. Amritsar, Benares, Dharamsala - ich hatte keine Landkarte und machte keine Pläne, und trotzdem geriet ich immer wieder in aufregende Situationen. In einem Dorf von tibetanischen Flüchtlingen, im Süden Kaschmirs, hatte ich eine Zeit lang ein Häuschen gemietet. Es wohnten zweihundert Menschen dort, unter denen kein einziger Weißer war; kurzum, es war der ideale Platz für mich, um „zur Ruhe zu kommen“ und einigermassen zu mir selbst zu finden, was immer das auch heißen mochte. Die dünne Gebirgsluft, die Gebüsche und Wäl-

der, die auf der unübersehbaren Reihe von Bergrücken unter dem durchgehend blauen Himmel wuchsen, sorgten zusammen mit den Vögeln und Bächen dafür, dass in mir Quellen angebohrt wurden, die in den oberflächlichen Niederlanden ganz verschüttet waren. Den Tag vor meiner Abreise saß ich mit einem jungen tibetanischen Mönch auf dem Platz vor dem formstrengen, aber farbenreich angemalten Tempel, der sich oberhalb des Dorfes befand. Es war Mittag, und die Vögel, die sich in den Bäumen um den Sandplatz verschanzt hatten, waren so fröhlich und heiter, dass ich sie verdächtigte, sie wollten mich hier behalten. Der Mönch, der mit den anderen Mönchen zusammen studierte, meditierte und im Tempel tanzte und mit dem ich in meinem Häuschen einige Schachpartien gespielt hatte, nannte mir in seinem einfachen Englisch den folgenden Text:

All things are like images found in a mirror,
And yet we imagine they are real, very real;
All things are like mist or like clouds on a mountain.
And yet we imagine they are stable and firm.
Our foe: our insistence on ego-identities
Truly our own, which we wish were secure,
And our butcher: the selfish concern for ourselves -
Like all things these appear to be truly existent,
Though they never have been truly existent at all.

Da ich weder Papier noch Stift hatte, schrieb ich den Text in den Sand, verabschiedete mich von dem Mönch und lief schnell den Berg hinunter in mein Haus, um Schreibzeug zu holen. Kurz darauf erreichte ich keuchend den Tempelplatz. Das Gedicht war zum Glück noch nicht verwischt. „Stable and firm,“ schrieb ich in mein Logbuch. Außer den Worten aus meinen eigenen Gedanken waren die Worte des Gedichts die einzigen, die ich zur Verfügung hatte. Meine Bücher hatte ich schon lange weggetan - mein Gepäck bestand nur noch aus etwas Geld, Reisepapieren und einem Bündel mit Kleidung. Aber dieser Mönchstext wurde Freund und Begleiter für mich: Er lief meinen Erlebnissen voraus und war auf der anderen Seite auch eine Zusammenfassung, der herausgepresste Saft davon. Er führte mich durch Tunnel von stets anderer Wahrnehmung. Nun, während dieser Abnutzungsschlacht von einer Bergwanderung, schien der Text auch für das Phänomen der Ermüdung zuzutreffen: Denn die verschwand zu ihrer Zeit wie die Wolken hinter einem Berg. Eine Art von Gewichtslosigkeit trat an ihre Stelle - als sei nun ich eine Wolke. Bis ich mich dann wieder gerädert fühlte und angesichts der Müdigkeit darüber verwunderte, dass ein junger Menschenkörper sich so schwer fühlen kann.

3. Manchmal trafen wir auf unserem Pfad auf einen oder zwei andere Sadhus. Mit den kupfernen Vishnustab in der einen Hand, den langen Haaren in einem Knoten zusammengebunden und in der anderen Hand einen Kupferkessel liefen sie bergabwärts, und jeder von ihnen hatte klare, durchdringende und fröhliche Augen. Sie waren tief gebräunt und liefen barfuß; die wenige Kleidung an ihren Körpern war orangefarben. Athletische Figuren waren es, denen aber jedes Machoverhalten fremd war: Es ging Ruhe von ihnen aus, eine Ruhe durch eine gewisse Disziplin.

Unser Sadhu begrüßte die Entgegenkommenden mit einer kleinen Geste und mit Augenkontakt, kurz aber brüderlich. Auffällig schnell wandte er sich dann wieder seiner Welt zu: unserer Begleitung. Er sagte etwas mit einer Gebärde und einem Ton eines euphorischen Reisebegleiters. Ich verstand nichts, Buddhi aber erklärte mir, dass dieser Pfad, wenn man es so bezeichnen wollte, Teil eines ganzen Pfadnetzes ist, das sein Zentrum in Kathmandu hatte, der Hauptstadt von Nepal. Einzig Sadhus liefen auf diesen Pfaden; dass wir mitlaufen durften, war eine große Ausnahme - eine einmalige Gelegenheit.

EINE ORANGE VON GEWICHT

eine Novelle von Ruud van Weerdenburg

Den Sadhus begegnet man in Indien überall, ebenso wie den heiligen Kühen. Manchmal rennt man regelrecht in sie hinein: auf einem übervollen Markt zum Beispiel. Dann wieder trifft man sie auf einem Landweg, nachdem man vorher weder Mensch noch Tier gesehen hatte. Eines Mittags saß ich in einer Stadt in einem Teehaus. Ein Sadhu trat fast unbemerkt ein. Er lehnte seinen Stab an die Mauer und stellte den Kupfertopf, der während des Wanderns häufig an dem Dreizack baumelt, auf den Tisch. Ein voller Bart, langes Haar, das diesmal nicht gebunden war, pechschwarz, und dazwischen leuchtete das Gesicht, das offen war, aber auch das zwingende der Ehrlichkeit in sich beherbergte. Verschiedene Menschen kamen der Reihe nach an seinen Tisch und führten teetrinkend ein vertrauliches Gespräch. Und alle verließen sie den Tisch erleichtert und dankbar und traten wieder in die Welt, die durch kein Glas vom Teehaus geschieden war.

4. Buddhi und den Sadhu hatte ich denselben Morgen erst getroffen und nun schon, auf der doppelten Schwelle vom Abend zur Nacht, schien unser Verhältnis auf einem seidenen Faden reinen Vertrauens gegründet zu sein. Zu dritt tanzten wir auf demselben Seil, welches ich noch nicht gut kannte: Den Abend zuvor war ich nur kurz aber rücksichtslos damit in Berührung gekommen. Ich saß beim Essen in einem der offenen Restaurants auf dem Platz von Rishikesh. Auf der rechten Seite wurde er von einer niedrigen Bank begrenzt, deren Rückenlehne zugleich ein Geländer zum Ganges bildete. Den sogenannten heiligen Fluss konnte ich von meinem Sitzplatz aus sehen, er rührte mich aber nicht. Heilig oder nicht: ich fühlte mich einsam, und über meinen Teller gebeugt saßen Körper, Kopf und Arme mitten in einer Einpersonwolke, um sich Reis und Curry einzuverleiben. Die Nebelwolke scheint einen Reisenden bei Zeiten wie der ärgste Feind zu verfolgen. Auf der anderen Seite des Ganges schossen die sechs Kilometer hohen Ausläufer des Himalaja in die Höhe. Ich schaute ins Gebirge und wusste nicht, ob ich weiterreisen oder sofort umkehren sollte, um mich auf den Heimweg zu begeben. Plötzlich flog quer durch das Gewimmel auf dem Platz ein Augenpaar an mir vorbei, das wie bei einer Katze im Dunkeln aufblitzte. Die gemäldeartige Lebendigkeit der Inder schien auf einen Schlag einzufrieren, um ein echtes Gemälde zu werden: Diese Augen hatten wirkliches Lebensfeuer in sich. Sie glitten geschmeidig und schnell über diese Platzszenerie. Erst als ich sah, zu wem sie gehörten - einem jungen buddhistischen Mönch im gelbem Gewand - begannen sich die Drehmühlen des Platzlebens langsam wieder zu drehen. Er schaute mich noch einen Moment an; sein Blick hatte dabei die Wirkung eines Panthers aus einem Film meiner Kinderzeit. Dann ließ er den Platz und die Menschen hinter sich. Und ich war froh: Denn die Augen hatten direkt durch mich hindurchgeschaut und meine seelische Achillesferse getroffen. Erleichtert aß ich den Rest meiner Reismahlzeit. Später wurde mir an meinem hölzernen Denken und Tun klar, dass alle Intensität aus mir und meiner Umgebung weggesickert war. Ich war wieder befangen in dem Zweifel über Wohl und Weh meiner Abreise - stand wieder im gewöhnlichen Leben, das diese Augen an- oder ausschalten konnte, wie es gerade auskam.

Am nächsten Morgen begab ich mich in aller Frühe in die sogenannte „Yogaklasse“, die in einem der vielen Ashrams, an denen Rishikesh reich ist, stattfand, und die ihrerseits auch reich werden wollten. Links und rechts der Hauptstraße hingen Schilder mit Neonaufschriften; unter dem Deckmantel von Entspannung und Kraftgewinnung wurde eine uralte Religionsausübung ausverkauft. Auch ich war darauf

reingefallen, war mir dessen aber bewusst; ich hatte den sympathischen Ashram ausgewählt, um mir die Hathayoga-Übungen beibringen zu lassen. In einer international gefärbten Gruppe von ungefähr zwanzig Menschen hatte ich mich in allerlei Verrenkungen geübt, die stets vertrauter wurden, wobei der Kopfstand das Glanzstück war und der Lotussitz der Arbeit die Krone aufsetzte. Danach wollte ich auf dem Platz frühstücken. Gerade als ich ins offene Restaurant treten wollte, sah ich den Sadhu auf der Bank am Rand des Platzes sitzen. Er strahlte so aus sich heraus - im Hintergrund war der Fluss und erhob sich das Gebirge -, dass man beinahe glauben konnte, er sei es gewesen, der die Sonne als eine sich verfärbende Orange hervorgerufen habe. War er es vielleicht, der sich um die Morgendämmerung kümmerte, während ich mich in allerlei religiös fundierten Windungen gedreht hatte? Über den Bergen hingen violettfarbene Streifen wie launische Schleier in der Luft. Wir waren die Einzigen auf dem Platz, nur in den Geschäften und Restaurants regten sich ein paar Leute. Unsere Begegnung schien mit dem ganzen Körper stattzufinden. Seine Haltung drückte aus, dass es Zeit war, alles reif, die Situation hier. Während ich auf ihn zuging, glitt mein Blick von seinen Augen ins Wasser und zurück. Die Berge hatten was zu tun mit unseren Körpern, die Sonne mit dem Klopfen in den Brustkörben. Als ich mich neben ihm auf die Bank setzte und unter mir den Fluss sah, entdeckte ich plötzlich einen offenen Raum in meinem Kopf. Ich hatte noch nie einen Blick in meinen Kopf gehabt, und dennoch kam es mir nicht ungewöhnlich vor. Durch den Raum floss ein Strom von Geldscheinen weg. In dem Moment, wo es mir klar wurde, verschwand es auch schon, doch die Aura des Entdeckten blieb noch eine Weile - wie der Schwanz einer Maus, die gerade in ihr Loch verschwindet.

„Me jungle-sadhu“, sagte er, das „u“ wie ein deutsches „u“ und das „ng“ wie „nk“ aussprechend. Dabei klopfte er sich stolz auf die Brust. Eine schwächliche Ausführung von Tarzan, deren rätselhaft herausfordernde Kraft in den Augen saß.

„Me no money-sadhu“, sagte er und verzog dabei sein Gesicht, „me...junkel-sadhu!“

Begeistert wies er dabei auf die dicht bewachsenen Berggipfel an der anderen Seite. „Junkel!“

Ich nickte gedankenlos.

„Junkel“, sagte er noch einmal enthusiastisch. Erst da sah ich, dass er abwechselnd auf mich und dann auf seine Brust zeigte und mit dem Kopf auf die Berge. „Junkel.“

Plötzlich sah ich die Pantheraugen des gelben Mönchs im Gesicht des Sadhu funkeln.

Ich verabredete mich mit dem Sadhu, in einer Stunde wieder auf diesem Platz zu sein. Erst musste ich noch Geld, Reisepass und Schlafplatz sichern, weil ich keine Ahnung hatte, wie lange wir der Welt den Rücken zukehren würden.

Nachdem die wenigen weltlichen Dinge, die ich hatte, geregelt waren, lief ich zum Platz zurück. Die Bank war leer. Ich setzte mich und wartete. Was wird der Sadhu inzwischen machen? Während ich mir überlegte, dass er sich wohl mit anderen unterhielt, beim Laufen, genauso achtlos und doch intensiv wie mit mir, mit seinem Stab locker neben sich, da wurde ich hundseifersüchtig. Wenn er auch mit anderen so einen allumfassenden Kontakt wie mit mir hatte, und mich dabei vergaß, dann wollte ich ihn nie mehr wiedersehen!

Der Sadhu war noch immer nicht aufgetaucht. Und während ich auf der Bank saß und das Platzleben, das jetzt in Gang gekommen war, beobachtete, ohne dass ich wusste, was ich sah, kam mir plötzlich glasklar das Gesicht von Isabelle in Erinnerung.

Ich hatte sie im Bus nach Neu-Delhi getroffen. Und als einzige Westlinge hatten wir uns prompt nebeneinandergesetzt.

EINE ORANGE VON GEWICHT

eine Novelle von Ruud van Weerdenburg

Ich hatte auf der Fahrt genug Zeit, ausgiebig ihr blondes, in einem lustigen Knoten gebundenes Haar zu betrachten. Unter dem Blondem war dunkleres Haar. Obwohl das kleine Stückchen Hals über dem Blusenkragen geradezu danach fragte, geküsst zu werden, fühlte ich, dass dies nicht der Grund unseres Zusammentreffens war. Ich war neugierig, was dann wohl das Ziel sei, auf das wir zusteuerten.

Ich fing ohne jede Einleitung an, von dem Morgen in dem tibetanischen Dorf zu erzählen. Nicht von den ehrfurchtsvollen Sonnenaufgängen oder von der unüberschaubaren Reihe von Bergrücken sondern ausgerechnet von dem armdicken Wasserstrahl, der irgendwo aus einem Gebirgsbach vom Felsen hinabströmte. Der Strahl hatte genau die richtige Stärke und Dicke, um für mich morgens als Springbrunnen beim Waschen zu dienen. Es war eine paradiesische Umgebung, dort wo ich den Schlaf aus meinen Augen wusch und meinen Kopf unters kalte Wasser hielt. Die ganze Gegend war grün bewachsen, rundum Berge, bunte Vögel pfliffen und flogen, wie es ihre Art war. Was mich aber am meisten betroffen machte, und mit dieser Tür fiel ich gleich bei Isabelle ins Haus, war, dass ich mich jedes Mal, nach zwei-, dreimal untertauchen, umdrehte, um den Hahn zuzudrehen. Tage- und wochenlang kannte ich nur den Wasserstrahl. Natürlich sah ich hin und wieder auch Tibetaner, schöne, freundliche, bescheidene Menschen, aber was mich da wirklich in meiner Isolation festhielt, war der Wasserstrahl ... Ich schaute nachdenklich aus dem Fenster.

„Bei mir war es eine Orange“, sagte Isabelle mit sanfter, beinahe flüsternder Stimme.

„Eine Orange!“ rief ich aus, und zugleich erschrak ich von meinem Schrei: Der Ton, in dem sie mir dies gesagt hatte, hatte schon angedeutet, dass es vielleicht ihr tiefstes Geheimnis war. Mit meinem Ausruf warf ich ihre schönste Porzellanvase kaputt. Die zwei Vorderreihen drehten fragend ihre dunklen und munteren Gesichter nach uns um. Was war den mit den beiden Bleichgesichtern los?

Ich hatte keine Hoffnung, dass sie mir ihre Hand wieder so reichen würde. Draußen winkte eine Reihe Kinder aus einem Reisfeld zum Bus.

„Was für dich der Wasserstrahl war, war für mich eine Orange ...“, sagte sie nun entgegenkommend. Ich fragte weiter nichts und wartete ab.

Ich schreckte aus meinen Erinnerungen hoch und schaute direkt in die Augen des vorigen Abends, der junge Mönch. Er frühstückte neben mir im Restaurant. Er trug sein gelbes Gewand, und seine Augen waren einladend und warm, als er mit einer Gebärde sagte: „Why don't you join me. I don't like to eat alone...“ Doch auch der Panther lag auf der Lauer.

Ich rückte in dem ansonsten leeren Restaurant zu ihm hinüber. Schließlich hatte ich nach all den Ereignissen des Morgens noch nichts gegessen. Wir stellten uns einander vor und schienen für Außenstehenden eine interessante und ehrliche Bekanntschaft zu machen, aber in Wirklichkeit tauchten wir tief hinab, berochen vorsichtig das Seil, auf dem getanzt werden musste; es war das Seil, das ich am Abend zuvor schon für Momente schnell und undeutlich hatte hochschnellen sehen.

„Ich studiere die Religionen der Welt“, sagte Buddhi kurz, „und für heute Vormittag habe ich eine Verabredung mit einem Sadhu, der im Dschungel in den Bergen wohnt. Hast du Interesse? Willst du mitgehen?“

Mit Buddhi machte ich Einkäufe für die Bergtour, die Reise nach oben, den Aufstieg zum Dschungel. Wir liefen über den Markt, zwischen all den Indern, die träge oder gerade

höchst lebendig handelten oder sich nach den rechten Waren umschaute. Wie überall in Indien befanden sich auch hier Menschen jeden Schlages. Es war unbegreiflich, wahnsinnig, zu sehen, wie ein reiches Ehepaar in schönen, farbenprächtigen Kleidern in einer Rikscha saß und der schwarzen, fast nackten Bettelfamilie, die buchstäblich in der Gosse lebte, überhaupt keine Achtung schenkte. Und umgekehrt: dass die Bettler ihnen nicht wie tollwütige Ratten an die Kehle flogen. Manche Männer sahen gut versorgt aus, nicht einmal reich, während andere ihre pyjamaartige Kleidung trugen und mit den langen Haaren, die nach allen Seiten abstanden, den unvermeidlichen Eindruck hinterließen, soeben noch auf einem Kissen gelegen zu haben, oder auf Stroh, auf der Straße oder wo auch immer. Ein Puppenmacher würde hier einen Schatz voller Inspiration finden! Wohl waren alle Menschen schwächling, was aber einige Männer nicht davon abhielt, Kraftakte auszuführen: Sie schleppten häufig die schwersten Waren auf ihren Köpfen. Die meisten Frauen hatten Zierrat in ihren Nasenflügeln und Ohrläppchen, um Hals und Arme. Sie trugen alle ein langes Kopftuch und lange Kleider mit farbenreichen Mustern. Die Halstücher waren einfarbig und mit Flitterglanz verwoben. Und doch war die meiste Kleidung verschlissen und verfärbt. Armut zeichnete die Kleiderfarben wie Hunger die mageren Gestalten. Obwohl das Treiben des Markts ganz normal seinen Verlauf nahm, stachen die zwei Mängel überall hervor, wie Nattern, die immer wieder aus dem Gras herauschießen. Es gab kaum Frauen, die kein Kind an ihrem Rock hängen hatten oder auf den Armen trugen. Das Befremdliche war, dass ich ab und zu Funken zwischen den Augen von Menschen springen sah. Funken, die nichts mit Feuer zu tun hatten, sie waren eher goldgelb, die aber die ganze Erscheinung von Kleidern und Körpern ins Nichts verschwinden ließen - die Funken waren die einzigen Blickfänge in dem ganzen Menschengewoge. Armut und Hunger spielten keine Rolle mehr. Im Geist waren all diese Menschen, Jung und Alt, ein Gott. Sobald ich die Lichtblitze entdeckte, verschwanden sie auch schon wieder. Doch in dem Moment kamen mir andere Leute entgegen, in denen ich dasselbe geschehen sah. „Ich“ - es ist unbestreitbar besser, „Wir“ statt „ich“ zu sagen, denn ich wusste sicher, dass dieser übermenschliche Blick von Buddhi stammte. Seine Bewegungen hatten das Tun und Lassen einer lebendig gewordenen Buddhastatue, und seine Wahrnehmung legte vor meinen Augen unmittelbar die Essenz jeder Situation bloß - die dann zwar verflog, was aber nichts ausmacht, denn unsere Aufmerksamkeit hatte sich längst auf etwas anderes gerichtet.

„Was mich fesselt ist, wie die Dinge wirklich sind“, sagte er, „und diese Tiefe hat kein Ende ...“

Er erzählte, dass er als Zweijähriger von einem Mönch „entdeckt“ wurde, von dem örtlichen Priester, der Buddhist war. Seine Eltern empfanden es als große Ehre, ihn unter der Obhut eines Geistlichen aufwachsen zu lassen. Als er zwanzig Jahre alt und fertig war, um auszufliegen, tat er es buchstäblich. Er bestieg ein Flugzeug nach Europa und begann sein „study of the world“. Auf dem Flugfeld gab ihm sein Lehrer zum Abschied die letzten Unterrichtsworte: „Act naturally.“ Aber bei dem letzten Abendessen in der Stadt, den Abend vorher, hatte der Guru ihn, zwischen der ganzen Familie und Bekannten, noch einmal ordentlich ausgescholten. Einzig und allein, um Buddhi zu zeigen, wie leicht er sich noch schämen konnte und wie schnell sich das Ego aufbäumt.

„Unterricht ist etwas, das man vom richtigen Lehrer bekommt, wenn man Tag ein Tag aus mit ihm lebt“, sagte Buddhi, noch immer über den Markt gehend, „Es hat eigentlich überhaupt nichts mit Wissenschaft zu tun. Ich kann dir zum Beispiel sagen, daß Leere das Wichtigste ist, aber was kannst du dir dafür kaufen?“ fuhr er fort.

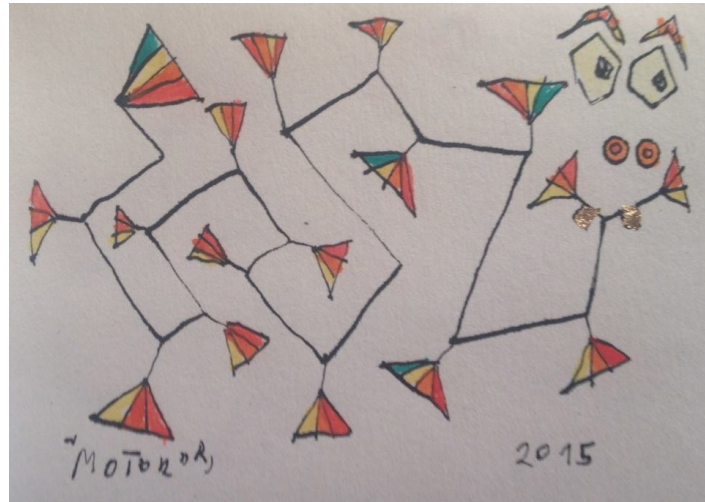
EINE ORANGE VON GEWICHT

eine Novelle von Ruud van Weerdenburg

„Nimm nur mal diese Orange“ - und er wies auf eine Orange, die zufällig neben uns auf dem Holz des Verkaufstisches lag. „Weißt du, dass, wenn man allen Raum aus der Erde wegsaugen könnte, die Materie, die übrig bleibt, die Größe einer Orange hätte, aber das Gewicht der ganzen Erde?“

Das wusste ich nicht.

„Das ist natürlich nett zu wissen, aber du hast nichts davon. Das funktioniert für dich nicht.“



Wir hatten Reis und Gemüse eingekauft und beim Bäcker verschiedene Brote geholt, um den vertrauten Fuß mit dem Sadhu auf eine feste Grundlage zu stellen. Mit einer Rikscha holten wir meine Sachen ab. Ich kündigte mein Zimmer und der schlanke aber kräftige Rikschafahrer strampelte sich schwitzig, während wir uns hinten, auf der Bank, unter dem Schirmdach, über das kommende Abenteuer unterhielten.

„Ein Geschenk des Himmels“, sagte Buddhi, „man trifft sie so selten: einen echten Sadhu, einen noch nicht vom Geldfieber angesteckten Yogi.“

Während wir auf den Betten lagen - wir konnten noch drei Stunden vor unserem hochtrabenden Unternehmen ausruhen -, spielte ich auf der Querflöte, die ich in den Bergen von einem Hirtenjungen bekommen hatte - allerdings im Tausch für ein Allround-Taschenmesser. Die Töne klangen in dem Hotelzimmer schrill, doch ab und zu kamen sehr schöne Melodien aus dem Holz.

„Life is like playing flute“, sagte Buddhi von seinem Bett.

„Mostly I think that playing flute is like life“, antwortete ich. Wir lachten uns einen Teil der Unruhe vor dem bevorstehenden Sprung ins Dunkle von der Seele.

Drei Stunden später kamen wir, bepackt mit der Nahrung für unseren Weg, zur abgesprochenen Zeit zum Platz. Buddhi hatte seine Kutte gegen eine kurze Hose, einen Pullover und ein Hemd getauscht, die gewöhnlichen Klamotten, von denen er eine ganze Sammlung besaß und die er bei seinem „study of the world“ trug. Denn, so hatte er mir erklärt, wie soll man sonst in Himmelsnamen die Welt studieren, wenn sie einen erstaunt anstarren? Du musst dich überall unauffällig hindurchbewegen, alle Sinne weit geöffnet.

Und da saß derselbe Sadhu, wieder breit lachend auf der Bank am Ganges, wie heute Morgen! Er schien der Herr und Meister des Platzes zu sein, aber auch der Berge, die sich hinter ihm gegen den Sonnenuntergang abzeichneten. War er es vielleicht, der den Abend und die Nacht gerufen hatte? Seinem Gesicht nach ja. Er begrüßte uns äußerst herzlich, mich auch - aber ich hatte keine Ahnung, ob er mich wiedererkannte.

Mit der Fähre fuhren wir zum anderen Ufer und setzten an Land: die ersten Schritte auf dem Weg in die Höhle.

5. Die Übermüdung (es war zum Aus der Haut fahren - wie konnten meine Beine mich noch stets tragen?) war wie verfliegen. Manchmal schaute sie böse um die Ecke, doch ich konnte immer öfters feststellen, dass mein Körper sich an die Kraft- und Aushaltprobe gewöhnt hatte. Vielleicht lag das auch an dem Spruch von Buddha, den wir aufwärtssteigend laut riefen:

„Tahata-aum-muni-muni-mahamuni-sowaha...“

Wir wechselten es ab mit einem Mantra des Sadhus:

„Om-ne-ma-shiva...“

Es waren kräftige Sprüche. Mit dem Rhythmus der Schritte schienen sie uns Flügel zu verleihen.

In einer Biegung hielten wir an. Dort in der Ecke war ein Raum ausgeschlagen, wie auf natürliche Weise entstanden, in dem zwei große Steinplatten waren. Die eine aufrecht im Boden und die andere quer darüber. Der einfachste Altar, den ich je gesehen hatte. Auf dem horizontalen Stein lag ein großes Muschelhorn - mir schien es das ehemalige Gehäuse eines krebserartigen Tieres zu sein. An der Rußlage auf dem Felsen konnte man sehen, dass sich hier häufig Rituale vollzogen.

Der Sadhu nahm das große Horn und setzte es an seinen Mund, während sein Kopf sich nach hinten bog. Der sonore, vorsichtig durchdringende Ton trug sich weit fort - wir hörten sogar unerwartet einige Echos. Der Sadhu entfachte ein Feuer, nahm seinen Stab und hielt eine Art Trommel, die einer eckigen Sanduhr glich, schüttelnd in seiner Hand. Es waren zwei Dreiecke, die mit den Spitzen aneinander befestigt waren. An den Bändern um die runde Seite der Trommel waren Perlen befestigt. Während der Sadhu tanzte, tickten sie hell und wach schüttelnd gegen die Trommelbespannung. Ab und zu sang der Sadhu einige Mantras. Es schien, als habe er zugleich sechs Köpfe beim Springen und Drehen, und auch war die Anzahl der Beine nicht festzustellen. Die Glut der Flammen leckte seinen Körper.

6. Wenn dies keine Nacht war, dann weiß ich es auch nicht: Die Sterne strahlten fast silbern, und der Mond „hing eine runde Lampe auf“, wie es ein chinesischer Dichter sah. Unsere Augen richteten sich stets wieder auf den Mond, er wurde zum einzigen Ruhepunkt während des Aufstiegs.

Der Sadhu fing auf einmal wieder an, leidenschaftlich und mit vielen Gebärden zu reden. Aber sein Gesicht drückte nun auch aus, dass es ihm ernst war, dabei schien ein Schatten über seinen Augen zu liegen, wodurch sie nun nicht mehr so schelmisch glommen, sondern eher glänzten, wie es das Sonnenlicht tut, wenn es auf Eis fällt - wo Kälte, Licht und Hitze in einem reinen Strahlen zusammenschmelzen. Aufmerksamkeit sprach aus seinen Augen - gespannt auf das, was von außen kommt, und auf die eigenen Geräusche und Bewegungen. Reine Konzentration, höchste Bereitschaft.

Ich schaute zu den Sternen und erschrak, als mir plötzlich angsterregend deutlich wurde, dass ich fühlen konnte, wie es ist, ein Stern zu sein. Auch erinnerte ich mich, wie ich hinter dem Flugzeugfenster, auf dem Weg nach Indien, die Sterne ganz aus der Nähe gesehen hatte. Sie waren wie Nachbarn. Aber jenes Erlebnis hatte nichts zu tun mit der Identifikation, die ich nun auf einmal entwickeln konnte. Kam das durch den Sadhu? Ich sah ihn beim Weitergehen an. Und erst, als er mich ansah, entdeckte ich, dass aus seinen Augen dieselbe intensive Konzentration schoss, die ich in mir zusammengeballt fühlte. Wir waren auf der Hut - und wie! Wir liefen über den Rand einer Rasierklinge.

Erst spät fragte ich Buddhi, was der Sadhu gesagt hatte.

„Er sagte, dass hier Raubtiere leben: Tiger und Schlangen. Normalerweise tun sie ihm nichts, aber da wir jetzt zu dritt sind, steht und fällt das Unternehmen mit dem Vertrauen, das wir darin haben.“

EINE ORANGE VON GEWICHT

eine Novelle von Ruud van Weerdenburg

Buddhi sah mich mit demselben alerten Blick an, wie der Saddhu soeben, den ich der Einfachheit halber den Dschungelblick nennen will.

7. Isabelle war hier. Zumindest durchkreuzte sie immer häufiger meine Gedanken und drang in schwachen Momenten ungefragt mit einer treffsicheren Kraft ein, die nicht aufzuhalten war.

Kurz bevor wir den Busbahnhof von Neu-Delhi erreichten - ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben -, sagte Isabelle: „In einem Dorf in Rajasthan begegnete ich einem alten Mann in einem Teehaus. Er war klein und kahlköpfig, aber er sah vollkommen aus ... ein Diamant!“

Wir sahen uns an. Ihr Guru dachte ich. Der Bus hielt schon. Die Passagiere standen auf, fingen an, unruhig ihre Sachen zusammenzupacken, während der Bus noch einparken musste. Auf dem Bahnhof herrschte eine fürchterliche Betriebsamkeit: Träger rannten hin und her und überhoben sich fast, Turbane schaukelten, pittoresk und vorbeihuschend zugleich: Familien mit Kindern und häufig mit Opa und Oma - klein, mager und knochig, aber auch zäh und stolz -, zerrten sich an den Händen, um rechtzeitig in den Bus zu kommen. Oder ganze Familien saßen auf dem Boden bei ihrem Gepäck und warteten bis Weiß der Kukuck wann. Wandellende Gerippe von Hunden und langsam kauende Kühe liefen durch diesen Schmelztiegel voller Menschen.

Wir blieben ruhig sitzen. Das Gesicht von Isabelle glühte und strahlte einen so viel bedeutenden Ausdruck aus, dass ich dem Himmel dankte, kein Maler sein zu müssen. Ich hätte mich ohne Zweifel berufen gefühlt, so lange mit Leinwand, Farbe und Pinsel herumzuspielen, bis das Gesicht der Wirklichkeit entsprechend zu sehen gewesen wäre.

„Ich ging mit dem Mann zu einem Haus“, fuhr sie fort, „wir waren zu zweit in seinem Wohnzimmer und ich muss dir sagen: Ich habe noch nie so viel Liebe gefühlt. Das ganze Zimmer war davon erfüllt, bis in die kleinste Ecke. Du konntest es sozusagen mit einem Messer aus der Luft schneiden und auf dein Brot schmieren. Und das, obwohl nichts passierte: Er lag auf der einen Seite von einem niedrigen Tisch, und ich auf der anderen, wir beide ganz entspannt in den Kissen.“

Sie hielt einen Moment inne und holte tief Atem. Ihre Nasenflügel bebten. Ich konnte die Kraft, die von ihrem Gesicht ausging, nicht mehr ansehen und drehte mich zum Fenster. In der Gosse hüpfen zwei Vögel nebeneinander, auf der Suche nach Nahrung. Eine Katze aus Haut und Knochen sprang auf das Pärchen los, musste aber klein begeben.

Ich traute mich nicht, mein Gesicht zurück zu drehen. Musste ich etwa meinen Kopf mit beiden Händen in die andere Richtung schrauben?

Der Bus hatte seinen Parkplatz gefunden. Über unseren Köpfen auf dem Dach waren die flinken Träger schon beschäftigt. Im Bus lief man sich gegenseitig vor die Füße. Jetzt gelang es mir, Isabelle wieder anzusehen.

„Aber sobald ich zweifelte und an zu Hause dachte, an früher oder was auch immer, sobald ich abschweifte und meine Energie verflieg und ich verschrumpelte - genau in dem Moment warf er mir eine Orange zu. In einem Reflex fing ich sie in meinem Gedankenebel auf. Und mit einem Schlag war ich wieder in der göttlichen Atmosphäre. Dann wirf ich ihm die Orange zurück. Und sobald es wieder fehlging, fing ich die Frucht aus dieser „confusioncloud“ auf.“

„Das Gefühl, das ich hatte, wenn ich die Orange in meinen Händen hielt ...“, flüsterte Isabelle nun ganz tief, „Ruud, aus dem Grunde meines Herzens wünsche ich dir, daß du irgendwann einmal eine solche Orange zugeworfen bekommst.“

Isabelle weinte beim Abschied, und ein schreckliches

Heimweh nagte an mir. Ich wusste mir keinen Rat. Ich musste mich auf die Suche nach irgendetwas machen. Ich musste durchkommen, aber ich wusste bei Gott nicht wie und wohin. Wir reckten noch einmal unsere Arme empor und liefen, jeder nur mit einer einfachen Umhängetasche bepackt, in die eigene Windrichtung. Ich dachte an den Mittag, an dem ich plötzlich beschloss, das tibetanische Dorf zu verlassen. Ich saß im Fensterrahmen meiner Hütte, die Fenster standen offen. Es war schönes Wetter. Ich schaute zum Baum hinüber, der ein Paar Meter entfernt stand. Auf einem Ast sah ich zwei Vögel, die eng beieinandersaßen. Sie zwitscherten, dass es eine Lust war. Und dann sah ich, dass der eine Vogel eine Beere pickte, um sie dem anderen Vogel in den Schnabel zu stecken. Darauf nahm er sich selbst eine Beere. Ja, dachte ich, so geht das: So ist das Leben zusammengesetzt. Da war die Sache klar, mein Aufenthalt im Dorf beendet. Ich fing sofort an zu packen.

8. Der Saddhu hatte schon eine Zeitlang durchschimmern lassen, sofern das in der Dunkelheit möglich war, dass wir bald „Zu Hause“ waren. Ich musste es noch sehen. In diesem Stadium konnte eine Minute eine Stunde sein und umgekehrt. Plötzlich hörte ich das Bellen von jungen Hunden: Zwei kleine, braungefleckte Hunde rannten aus dem Dunkel zum Vorschein. Hängeohren und Schwänze gingen fröhlich hin und her. Sie sprangen auf den Saddhu, der selber auch wie ein Verrückter dastand. Er sprach mit den Tieren und war bei seinem Mitspielen eher ein junger Hund als ein durchschnittlicher Haustierhalter. Er sprang hoch, warf seinen Kopf in den Nacken und schaute noch strahlender aus seinen Augen - als ob er selbst unterm Kinn gestreichelt werden würde. Es dauerte nicht lange, bis wir die Höhle erreicht hatten: ein runder Raum inmitten der harten Erde, den Bäumen und Sträuchern mit einer Oberfläche von rund 9 m². Zuerst konnte ich wegen des Lichtmangels nicht erkennen, die es drinnen aussah. Wir mussten dann auch sofort los, um Holz zu sammeln. Bevor wir losgingen, legte uns der Saddhu ans Herz, was Buddhi mit eindringlicher Stimme beinahe gleichzeitig übersetzte, dass es nicht darum ging, so geräuscharm wie möglich zu sein, sondern dass unsere Sicherheit im Vertrauen auf uns selbst bestand - auf unser Unternehmen. Die Raubtiere würden eher auf ein verkrampftes Verhindern von Geräuschen feindlich reagieren, als auf eine sichere und natürliche Weise beim Holzeinsammeln. Dieser Hinweis machte es nicht einfacher. Ich war nun auch tüchtig davon durchdrungen, dass das, was ich in einer Anwandlung in der Abenddämmerung angefangen hatte, eine touristische Attraktion sicherlich, in Wirklichkeit eine Frage von Leben und Tod war. Jeder Atemzug wurde von allen Seiten registriert. Angst wechselte sich stets mit der allerdings anders atemberaubenden Hoffnung ab. Im Mondlicht suchten drei Holzsammler nach ihrer eigentlichen Natur und versuchten, diese zugleich in ihrer Beschäftigung zum Ausdruck zu bringen.

Im Handumdrehen hatte der Saddhu das Feuer in der Höhle entfacht. Ich sah die runde Spelunke mit den flackerenden Schatten um mich herum auf den Mauern, die durch die Rundung des Raumes schon vom Boden ab auch die Decke ausbildeten.

Der Saddhu fragte, ob wir Wasser aus dem Bach holen könnten. Er zeigte auf seinen Kupfertopf, einen Eimer, in dem noch ein Paar kleinere Töpfe waren, und wies nach unten, während er Buddhi das eine oder andere auslegte.

Wir gingen wieder los, rutschten auf unserem Zug zum Wasser manchmal aus, und jetzt kam der seidene Faden des Vertrauens erst richtig zur Geltung. Etwas in mir ließ mich Tigerzähne in meinem Nacken sehen, abgelöst von dem Gefühl, wie es eine ums Bein sich schlingende Schlange hervorruft. Fieberartig kamen diese Vorstellungen in mir hoch;

EINE ORANGE VON GEWICHT

eine Novelle von Ruud van Weerdenburg

normal und deutlich, als hätte ich täglich mit solchen Dingen zu tun. Während wir am Bach saßen - ein Fuß glitt aus, ein Fetzen Mondlicht schwamm chaotisch im Flüsschen - erklärte mir Buddhi noch einmal, dass ich nur an die Richtigkeit von unserem Tun und Lassen glauben musste. Weiter war nichts. Plötzlich fing ich einen Hauch von der Tiefe auf, die die Worte von Buddhis Lehrer in ihm öffneten: „Act naturally.“ Wahrheit, Vertrauen und Natur wurden zu einem hauchdünnen Gewebe verwoben. Da verschwand plötzlich alle Angst in mir. Was machte es eigentlich aus? Was für einen Ballast hatte ich mit all den überflüssigen Gedanken am Hals? Ich war einfach nur auf dem Weg, um Wasser zu holen. Wir würden schon sehen, wer uns dabei wohl oder nicht zuschaute!

Mit dem Wasser fing der Saddhu sofort an zu kochen. Beim Essen, und auch danach, fühlte ich mich mehr und mehr ausgeschlossen. Zum Teil, weil Buddhi und der Saddhu, wie an dem feurigen Enthusiasmus zu sehen war, zusammen auf einem hohen Niveau Kontakt hatten, und auch, weil mich die Müdigkeit schwindeln ließ. Ich muss dann sehr schnell in meinem Schlafsack eingeschlafen sein.

9. Ich guckte zu Buddhi und sah, dass er, halb liegend, halb sitzend, schlief. Eine vertraute Wärme ging von ihm aus, aber noch hatte ich ihn nicht erkannt. Ich musste wohl sehr tief geschlafen haben, denn ich hatte keine Ahnung, wo ich war. Zweieinhalb Meter vor mir sah ich bei einem Feuer den athletischen, halb nackten Yogi in einer schwierigen Haltung sitzen. Die Hunde schliefen neben ihm. Er schaute mich lachend an, wobei sein Gesicht ekstatisch glühte. Er legte seinen Kopf in den Nacken. Ich kroch zum Feuer, um mich zu wärmen. Während sein rechtes Bein eingeknickt vor ihm lag, hielt er mit seiner linken Hand den anderen Fuß fest. In dem Moment, als er das linke Bein streckte und damit auch den Arm, schimmerte der Reflex des Feuers in seinen Augen. Ich sah Sterne in seine Augen funkeln! Ich wandte mich ab, teils aus Angst, teils aus Neugier, wie der Sternenhimmel draußen aussehe. Danach schaute ich vorsichtig wieder nach vorn: Die Sterne in den Augen des Yogi waren viel näher als die am Firmament! Ich fühlte eine schwindelerregende Art von Höhenangst. Der Saddhu lachte. Ich guckte zur Seite, fühlte mich wie eine scheue Katze, die sich wohl heranzulocken lässt, dann aber zurückschreckt. Wieder sah ich in die Augen des Yogi, nur länger jetzt. Ich wurde in eine völlig neue Dimension geschleudert! Ich befand mich im All: Sterne funkelten wie glänzende Stecknadelköpfe um mich herum. Und die Stille war so berauschend, dass ich nicht leugnen konnte: Dies ist das Geräusch der Unendlichkeit. Da überkam mich wieder eine Angstwelle. Ich blinzelte mit meinen Augenlidern und wandte meinen Blick von den Augen des Saddhu ab. Es drang zu mir durch, dass sich Isabelle auch immer so zusammengeschrumpelt gefühlt haben musste, wenn sie sich aus der Verzauberung des Lehrers wegsaugen ließ wie Abwaschwasser durch den Abfluss. Ich sah den Saddhu wieder an und sah zugleich wieder ins All mit seiner rauschenden Sternenpracht und dem gelassen lauschenden Dunkel - die Umkehrung fand in einem Augenblick statt. Um mich herum sah ich lauter Sterne. Und ich fühlte mich so wohl: Ausgestreckt lag ich da, anmutig und in meinem Element. Ich war die Verkörperung meiner Traumfreundin, hervorgesprossen aus den heimlichsten Traumecken. Vollkommen zufrieden lag ich im All, entspannt, bis Angst und Zweifel sich wieder meldeten. Genau in dem Moment streckten sich meine Hände in einem Reflex aus und fingen den Ball auf, der aus dem Nichts kam.

...aus dem Holländischen übersetzt von Marinus Pütz

Aphorismen und Gedichte

von Roman Klug

Überblick

Ein Suchender fragt einen Weisen:
„ich kann nicht an Gott glauben,
denn es gibt so viele Religionen und
Philosophien und sie sind alle ver-
schieden und widersprüchlich“

Der Weise antwortet: „Sie sind nur
so verschieden wie die Äste von ei-
nem großen Baum, und Du scheinst
mir einer zu sein der sich darin ver-
stiegen hat.

Würdest Du heruntersteigen und auf
einen gewissen Abstand gehen, dann
könntest Du sehen, dass die Äste alle
mit dem Stamm in Verbindung ste-
hen, und dass der Boden auf dem der
Stamm steht, vor dem wachsen des
Baumes schon war und auch nachher
sein wird.

Lichtblick

Ein Mensch saß am Rand eines Tei-
ches und lächelte still vor sich hin.

Ein Vorübergehender fragte ihn:
„Warum bist Du so glücklich und
heiter?“

Er antwortete:

„Der Wind macht immer kleine Wel-
len auf dem Wasser,
dadurch sieht man immer nur die
flimmernde Oberfläche.

Doch vorhin war es einen kurzen
Moment lang ganz windstill, und ich
sah bis auf den Grund“

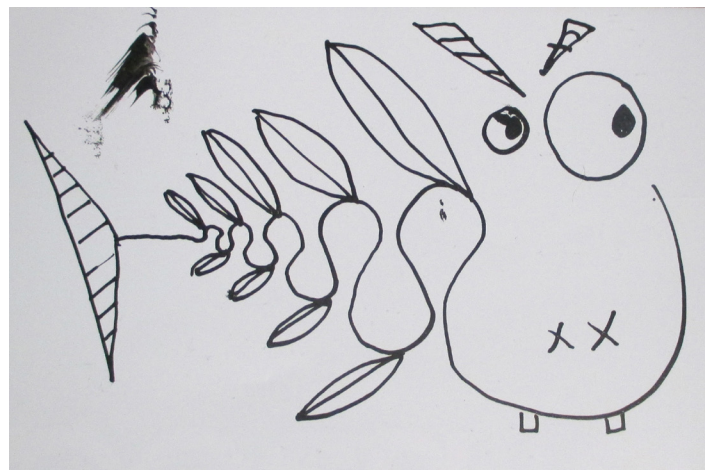
Wunschlos

Ein Vater wandert mit seinem Sohn
durch einen lichten Wald, der Sohn
erzählt dem Vater von seinen Wün-
schen und Lebensträumen, da sehen
sie einen Menschen mit glückseli-
gem Lächeln an einen Baum gelehnt
sitzen.

Der Sohn fragt den Vater: „Wa-
rum ist dieser Mensch so glück-
lich?“ Der Vater antwortet:
„Er wünscht sich nichts, darum ist
er Wunschlos glücklich, ich hoffe
du kommst in deinem Leben auch
manchmal so weit“

Geborgenheit

Es gibt keine Einsamkeit
Denn alles um mich her,
die Menschen, die Tiere,
die Blumen, die Bäume und das wei-
te Meer,
all diese Vielfalt umschlingt ein
Band,
und die Enden liegen sicher,
in Gottes zarter Hand.



Delta

in memoriam John Lee Hooker

Ein Schnalzen an meinem Ohr,
die alte Hexe Boogie Chillun kratzt
mit ihren langen Fingernägeln
den Schaum von meinem Bier,
auf dem Hocker neben mir
zischelt die Königskobra dem Barkeeper zu, böse.

Stampf, stampf, stampf.

Fieberluft über dem Delta,
ein Wimmern in den dunklen Wolken,
und Schweiß rinnt über schwarze Haut.
I'll knock you right down, hat sich
die Kobra dem Barmann über die Theke zugeschoben,
sie bleckt schon die Zähne, gefährlich.

Stampf, stampf, stampf.

Der Blues bringt dich um,
gurr mir die alte Boogie Chillun ins Ohr
und ritzt mit ihren Fingernägeln
tiefe Narben in mein Glas,
als ich zur Tür wanke:
Der Blues ist dein Tod. Denn der Blues gehorcht mir.

Stampf, stampf, stampf.

Am Himmel zucken Blitze,
zerreißen die Schwärze.

Ich brauche einen Heiler.

André Hagel

Meine Lieblingssendung: Kunst & Krempel

von Erwin Michenthaler

Eine Frau schleppt heran: „Das Nachtcafé“ von Vincent van Gogh

Experte: Ah, was bringen sie uns da Schönes? So, so. Und wo haben sie her, wenn ich fragen darf? Ah, von der Frau Großmama aus dem Dachboden. Na die alten Leute werfen ja praktisch nichts weg. Na gut, eine Wirtshausszene, man sieht, dass wenig Gäste da sind, drei einsame Trinker, ein Pärchen, also rechnen tut sich das nicht. Viel wichtiger aber scheint mir die zentrale Figur zu sein. Also für einen Wirt ist er ganz unüblich in Weiß gekleidet. Vielleicht ein Müller, der das Lokal geerbt hat?

Expertin: Oder beim Hasardln gewonnen.

Experte: Wie dem auch sei. Jedenfalls ist das ein gefährlicher Mensch, denn Menschen, die sich ganz weiß kleiden, sind immer gefährlich, das weiß man ja.

Expertin: Zum Beispiel der Schriftsteller Tom Wolfe oder der Jack Unterwiesinger, oder der Papst.

Experte: Bräute nicht zu vergessen, he he.

Expertin: lächelt sauer.

Experte: Für diese Gefährlichkeit spricht auch der Stock auf dem grünen Roulette-tisch.

Expertin: Die drei Schneebälle nicht zu vergessen. Einer ist ja auch schon ganz Rot.

Experte: Eben. Roulette ist ja auch keins mehr da. Wahrscheinlich gepfändet oder die Polizei hat konfisziert, deshalb sind auch so wenig Gäste da. Und entsprechend aggressiv ist der Wirt. Wahrscheinlich konnte auch der Maler seine Zeche nicht bezahlen und wurde so vom Wirt genötigt....

Expertin: Na, wenn der gewusst hätte was dabei herauskommt, hätt er's wohl bleiben lassen. He he.

Experte: Genau. Der Maler scheint auch ein bissl verkrampft im Duktus, wahrscheinlich wegen des Stocks. Aber das hat natürlich einen hohen anekdotischen Reiz, wie wir Experten sagen. Die Frau Großmama ist nicht vielleicht gar die Dame im Hintergrund? Ach nein, na dann können wir ja wenig falsch machen, wenn wir sie für eine Nutte halten. Ah, die Tante? Äh, also in solchen Lokalen hatte man ja immer auch gemischtes Publikum. Gut. Wenden wir uns nun dem Licht zu. Das Licht spielt ja eine große Rolle in der Malerei...

Expertin: Im Finstern kann man ja schlecht malen, wie wir Experten sagen, he he

Experte: Eben. Wir sehen an den groben, grünen Pinselstrichen, dass da ja kein Fachmann am Werk war, wahrscheinlich war das ein Bauhilfsarbeiter...

Expertin: Ganz sicher war das kein Bergmann, he he.

Experte: Genau, weil aus den grünen Pinselstrichen können wir mit Berechtigung schließen, dass der Maler während seiner Arbeit fleißig an seiner Bierflasche genippt hat, und ein Bergmann hätte daraus ja eine Bergmannsbirne gefertigt und so die Zeche bezahlt

Expertin: Geduldflasche kann man dazu auch sagen oder Eingerichtel, wie wir

Experten sagen.

Experte: Genau. Bier aus der Flasche ist ja eine Unart von Menschen, die am Bau arbeiten.

Expertin: Bei uns Fachleuten nennt man das die Kleistkrise am Bau, aber das würde wohl zu weit führen.

Experte: Äh ja. Wo sagten sie, hat ihre Frau Großmama sich herumgetrieben? Ah, Tirol, also eher im alpinen Bereich, na dazu passt ja auch der Anzug vom Wirt, also das Gebirgsjägerweiß. Und natürlich die Schneebälle. Wahrscheinlich wurde das Bild im Winter gemalt, da gabs ja viel Schnee in Tirol und da waren ja auch viele Arbeiter arbeitslos.

Expertin: Handwerker könnte der Maler natürlich auch sein. Ein geschickter Handwerker, der auch ein bisschen malerisch dilettiert hat, auch wenn ihm das nicht so gut gelungen ist, he he.

Experte: Äh, ja, Tischler zum Beispiel könnte er sein, wegen der hobelspanartigen Pinselstriche. Aber schauen wir uns einmal die Signatur an. Ah, da hammas ja: Vincent. Gut, könnte ebenso ein Vor- wie ein Zuname sein

Expertin: Tsunami würde ja auch die schleunige Malweise erklären...

Experte: Ich glaube, das können wir ausschließen, Frau Kollegin, ich habe da nämlich schon einen Verdacht.

Expertin lächelt wissend: Natürlich, die Lampen!

Experte: Nun, meine Kollegin hats ja schon gesagt, die Lampen, die aussehen wie, na? Eben, wie Kuhglocken sehen die aus. Und da könnten sie Glück haben gnädige Frau, also wenn mich nicht alles täuscht, und ich hab mich noch nie getäuscht, sonst täten sie mich ja kündigen beim Fernseh, dann würd ich meinen, ja ich bin mir da ziemlich sicher, also um genau zu sein, gibts da nicht den geringsten Zweifel, dass es sich bei dieser Wirtshausszene um ein Bild, wahrscheinlich ein Jugendwerk, des österreichischen Gewichthebers und Kuhglockenherstellers Vincent Hörtnagl handelt. Gratuliere ihnen zu dem schönen Stück! Zündens ein Kerzerl an für die Frau Großmama...

Aus: Erwin Michenthaler
Geschichten aus der Vorhölle
© Erwin Michenthaler
edition MOTOR

Herausgegeben von Christian Polansek 2015

Metahofgasse 17 P

A -8020 Graz

+43 676 64 051 64

www.kulturinstitut-graz.com

kulturinstitut@gmx.at

Doppelexistenz

Meine Großmutter hat kürzlich im Iran einen Mullah abgemurkst. Meine verrentete Großtante, die sich zufällig zum selben Zeitpunkt dort aufhielt, hat eine iranische Atomanlage lahmgelegt. Mein Onkel spioniert gerade in Nordkorea die maroden Privattoiletten der nicht minder maroden Führungselite aus. Und ich tummle mich in Syrien, um auszukundschaften, welchem Schurken man dort bei Gelegenheit eine Bombe aufs Haupt leiten könnte.

Meine Sippe und ich führen ein spannendes, aufregendes Leben. Voller Gefahren, Abenteuer und Nervenkitzel. Bloß: Wir wußten bislang gar nichts davon.

Jetzt haben wir es aus der Zeitung erfahren. „BND versorgt Mossad mit deutschen Pässen“, lautete die Schlagzeile zu einem Bericht, der sich darum drehte, daß der Bundesnachrichtendienst – den man ja ebenfalls nicht nur in Pullach und Berlin antrifft, sondern überall dort, wo es in Kürze knallt – dem israelischen Geheimdienst Identitäten von Bundesbürgern verschachert. Oder kameradschaftlich überläßt. Denn ob für solche geheimen Identitätstransfers im Gegenzug Geld fließt, stand nun nicht explizit in jenem Artikel.

In praxi sieht das so aus, daß der BND Auslandsagenten des Mossad mit deutschen Personalpapieren ausstattet, um ihnen mit diesen Dokumenten die Legendenbildung zu ermöglichen. Ohne eine solche ist bekanntlich ein Agentenleben nur halb so lustig. Und dazu in aller Regel recht kurz. Stellen Sie sich vor, ein Agent betritt das Herz einer feindlichen Macht, zückt seinen Dienstausweis und fragt höflich, wo der rote Knopf zu finden sei? Da lacht sich der Feind tot und befördert den Besucher gleich in denselben Endzustand.

Ein ehemaliger leitender Mitarbeiter des BND – zwar Geheimdienstler, aber deshalb noch lange nicht geheimniskrämerisch – hat den Deal unter Schlapphüten auch gleich zugegeben. „Die Papiere seien Duplikate von Deutschen, die mit großer Wahrscheinlichkeit nie ihre Heimat verlassen werden und von der ‚Zweitverwertung ihrer Identität keine Kenntnis‘ haben“, las ich der Frau meines Lebens am Frühstückstisch aus der Zeitung vor. Diese Zweitverwertung, hieß es weiter, falle gar nicht auf, solange die Betroffenen – O-Ton Ex-BND-Mann – „Kerneuropa nie verlassen“.

„Damit sind wir gemeint!“ rief ich aus, und der Frau meines Lebens fiel vor lauter Aufregung über das Identitätsrecycling ihre untere Mohnbrötchenhälfte aus der Hand.

Tatsächlich bin ich nie weiter als bis nach Norditalien und Spanien gekommen. Meine Großmutter kennt sich touristisch hauptsächlich in Garmisch-Partenkirchen aus. Manchmal durchkämmt sie mit meiner Großtante auch den deutschen Nordosten, soweit die alten Füße tragen. Mein Onkel schaut sich höchstens mal in Dortmund Fußballspiele mit Borussia an. Wer, wenn nicht wir, käme als idealer Lieferant einer zweitzuverwertenden Identität zum Zweck der Legendenbildung infrage?

Meinen Verwandten ist das ganze Geschiebe ihrer Identitäten von hier nach dort relativ egal. „Solange die mit meiner Identität keinen Unsinn anstellen...“, kommentierte meine Großmutter lapidar, als ich sie am Telefon darüber informierte, daß ihr israelisches Daten-Double Gertrud H. wahrscheinlich gerade durch Teheran schleiche.

Ich allerdings würde schon gerne einmal meinen biografischen Doppelgänger vom Mossad kennenlernen. Vielleicht können wir uns ja mal zum Tee in einer konspirativen Wohnung treffen. Dann kann er mir davon berichten, was ich so alles erlebt habe

André Hagel

Von Fisch und kulinarischen Unterschichten

Wie isst man Fisch? Ich meine nicht, mit welchen Gerätschaften. Daß man Fisch am gedeckten Tisch nicht mit handelsüblichen Messern bearbeitet, sondern mit Instrumenten, die für mich äußerlich irgendwo zwischen Miniatur-Speiskelle und Ausschaber rangieren, weiß ich, seitdem ich mich in der Mittelstufe durch Gottfried Kellers „Kleider machen Leute“ quälen mußte. Zweimal habe ich diese altbackene Novelle über Tisch-, Fisch- und andere Manieren gelesen, einmal sogar die Verfilmung mit dem kalten Fisch Heinz Rühmann überstanden. Fisch habe ich weder vorher noch nachher gegessen. Weil ich nicht mag, wenn mich ein Nahrungsmittel in der Auslage aus toten Augen vorwurfsvoll anstiert, mit anklagendem offenen Maul.

Nein, ich meine: Mit was isst man Fisch geeigneterweise? Mit was dazu? Oder, für die Gourmets unter uns: Mit welcher Beilage? Diese Frage treibt mich um, seit ich mich habe breitschlagen lassen, einmal in der Woche Fisch zumindest in Filetform zu verspeisen. Um durch die orale Zufuhr auch im metaphorischen Sinne kalter Kiemenatmer etwas für meine Gesundheit zu tun. Und um, was mir die Frau meines Lebens immer wieder vorwirft, nicht länger mehr zur kulinarischen Unterschicht zu zählen. Denn die Behauptung, daß Fisch ein Arme-Leute-Essen sei, sagt sie, lasse sich mit Blick auf die Stückpreise auf dem Wochenmarkt nun wirklich nicht mehr aufrechterhalten.

Ich muß sagen, daß der Verzehr von filetiertem Fischgezücht mir dabei inzwischen weit weniger Probleme bereitet als zunächst angenommen. Ein Filet kann einen ja nicht mehr anschauen. Mein einziges verbliebenes Problem: Ich mag nicht, was neben dem Fisch auf meinem Teller landet. Der Spinat, für den meine Frau zum Fisch schwärmt, sieht für mich aus wie Seetang, und auf „Im Garten eines Kraken“-Erlebnisse am Mittag kann ich verzichten. Ewig Erdäpfel mit Remouladensauce zu löffeln, finde ich auf Dauer geschmacklich zermürend. Reis mag ich nur zu Kürbis. Und Hirse macht zwar die Zähne afrikanischer Kinder strahlend weiß, aber meinen Gaumen nicht glücklich.

Neulich habe ich es mit Pommes frites probiert und mir hierdurch den geballten Köchinenzorn der Frau meines Lebens zugezogen. „Wieso?“ konterte ich. „Die Engländer essen schließlich auch Fish & Chips!“ „Engländer essen auch frittierte Schokoriegel!“ hielt sie dagegen. „Und eine Nation, die Fish & Chips isst, bringt noch ganz andere Dinge hervor! Zum Beispiel Kreaturen wie Prince Charles!“ Das fand ich nun gemein, denn ich schätze den Prince of Wales, ausdrücklich, obwohl er am Falkland-Krieg teilgenommen hat. „Ohne England hätte es keine Beatles und keine Rolling Stones gegeben!“ zeterte ich zur Verteidigung des Vereinten Königreiches. „Ohne England müßte die Welt keine Haarimplantat-Fetischisten wie Elton John ertragen!“ brandete es mir entgegen. „Du kannst dich ja mit Charles und Elton zum Fisch&Chips-Mümmeln verabreden!“ Ich warf meine Serviette mit Grätenmuster auf den Teller und stapfte zornbebend aus der Küche.

„Viele Grüße an die kulinarische Unterschicht!“ rief die Frau meines Lebens mir hinterher. Danach stimmte sie lauthals ein Lied an, das verdächtig nach „Bomben auf Engelland“ klang und bestimmt bis zu den Fischkuttern auf dem Ärmelkanal zu hören war. Ich schwor mir, so lange keinen Fisch mehr anzurühren, bis ich eine salonfähige Beilage entdeckt hätte, die auch mir mundet. Gefunden habe ich sie noch immer nicht. Und Fisch ohne alles – das ist weder Fisch noch Fleisch, irgendwie.

André Hagel

Christiane Neppel

Aus dem Roman: "Palaà"

Bill kam pünktlich, gab ihr eine kleine Schachtel Pralinen.

Es dauerte nicht lange, da platzte er heraus: "Ich will dir gegenüber ehrlich sein, wollte es dir schon länger, schon gleich nach den Weihnachtsferien, sagen."

"Was?", fragte Lena.

"Ich bin schwul...ich muss mit jemandem darüber reden. Und du...zu Weihnachten, zu Hause...es war furchtbar..."

Lena sagte nichts.

"Ich finde mich okay...doch meine Eltern. Ich traue mich nicht mit ihnen darüber zu reden. Vor allem nicht mit meiner Mutter. Ich bin ihre ganze Hoffnung. Soll ich sie nun auch noch enttäuschen, mein Bruder ist drogensüchtig, mein Vater Alkoholiker. A drug addicted son, an alcoholic father."

"Hast du dich gefragt wieso du...anders bist?"

"Natürlich habe ich mich damit beschäftigt, mich natürlich auch nach dem Wieso gefragt. Ich habe alles Mögliche herausgefunden: Entwicklungsstörung? Hormonverschiebungen? Ein Hängenbleiben in der Pubertät? Umwelt oder vielmehr Erziehung, Milieu, Familie? Mein Vater war kein Vorbild, das ist sicher. Ich habe ihn schon sehr früh abgelehnt. Ich mochte seinen Atem nicht, die Wolke Alkohol und der Tabakgestank aus seinem Mund, wenn er mir nahe kam. Ich schrie dann wie am spieß. Nein, so wie mein Vater wollte ich nicht werden."

"Liegt da vielleicht ein Grund: Protest? So wie mein Vater will ich nicht werden?", unterbrach ihn Lena. "Die Mutter, die man bewundert, die man aber nicht heiraten kann? Eine mögliche Verweigerung im Unterbewusstsein, keine Kinder zeugen zu wollen, die so sind wie die Vater? So sein könnten? Und dann im Weiteren: Ich will auch nicht so werden wie die Gesellschaft, der er angehört. Ich verweigere der Gesellschaft Kinder. Schwule zeugen keine Kinder."

"Ich weiß es nicht. Glaub mir Lena, ich habe nächtelang mit Gleichgesinnten diskutiert. Hier in Europa gibt es viel Unterstützung, Hilfe. In Amerika war ich allein. Ich wohne nicht in San Francisco! Dort hätte ich alle Unterstützung, die Lobby dort hält zusammen, organisiert sich, schafft Parteien, Gesetze."

"Denen sich die "Mir ist alles egal-Gesellschaft fügt", dachte Lena.

"Ich habe viel gelesen, mich sehr genau darüber informiert. Auch in den Weihnachtsferien, da hatte ich eine gute Ausrede. Sagte zu Hause, ich arbeite fürs Diplom, muss auf die Uni, und hab die Bücher zum Thema durchgesehen. Da las ich unter anderem auch über den selbstverliebten, androgynen Jünglingstyp. Der selbstverliebte, androgyne Jünglingstyp, der bin ich sicher nicht. Ich stelle mich nicht vor den Spiegel und sage: "Na, bin ich nicht süß?" Ich bin auch kein Opfer des Jugendwahns. Ich werde später, wann ich alt bin, sicher keinen Jüngling begehren, der so ist, wie ich dann gerne sein würde. Jung, schön, erfolgreich. Ich suche auch keinen zweiten Mann als Ergänzung, um ein ganzerr

Mann zu sein. Ich fühle mich nicht halb, ich will kein Defizit ausgleichen. Verstehst du? Ich such`Geborgenheit. Ich suche einen der zu mir hält, für mich da ist, um alles leichter zu ertragen, das Leben."

"Mag sein. Hattest du nie Freundinnen? Sind dir die Mädchen in der High-School, im College nicht nachgelaufen? Ich meine, du bist ja ein hübscher, großer, stattlicher junger Mann. Blond, blaue Augen, Zähne wie für eine Zahnpasteklamme. Du warst sicher auch ein guter Sportler. Du musst ja genug weibliche Fans gehabt haben!"

"Ich hatte viele Fans, doch ich bin auch nicht, wenn du etwa das meinst, der Typ, der aus Übersättigung Ungewöhnliches sucht, weil er das Normale schon so oft erlebt hat. Ich habe das von Models oft gehört. Einige meiner Freunde arbeiteten eine Zeit lang als Model und sie beklagen sich, dass die girls nicht erobern mussten, dass es ihnen so leicht gemacht wurde, im Bett zu landen, das wird dann uninteressant, fad. Da suchen sie dann eventuell etwas "more intensive" Lust auf Ungewöhnliches. Nein, das ist es bei mir nicht. Ich wollte nie Frauen erobern. Ich suchte mir nie Frauen. Ich hatte aber auch keine Angst vor Frauen...starke Frauen."

"Ja, Angst vor starken Frauen", sagte Lena, "das haben, so scheint mir, auch viele Männer, die nicht schwul sind. Eine gebildete, ein tüchtige, gescheite Frau, die weiß, was sie will, sich nicht unterordnet. Zuviel Selbstbewusstsein? Das ist ein rotes Tuch für Durchschnittsmänner."

Bill nickte.

"Vielleicht gibt's deshalb heute so viele Männer, die sich Frauen verweigern?" Lena schaute ihn fragend an. "Männer suchen sich Einfachheit. Vielleicht sagen sie sich: "Wir brauchen euch komplizierten Weiber nicht!" Mit Männern gibt's weniger Probleme? Oder sind es Minderwertigkeitskomplexe? Ich glaube außerdem auch, dass da die sogenannte Emanzipation stur in die falsche Richtung geht. Männer müssen Alleskönner sein. Sexuell sind Superkönner verlangt. Ein allzeit bereiter, allzeit verständiger, beschützenswerter und rücksichtsvoller Partner wird verlangt, immer gut aufgelegt, nie müde, uns anzuhören, zu verstehen und dann verlangt man auch noch von ihm, dass er beruflich top ist. Das führt zu Unsicherheit, die zu einem Orientierungsverlust...zu einem effektiven Authentizitätskollaps führen kann. "Wo ist mein Platz" wird zur essentiellen Frage. Manchmal ein Leben lang. Meinst du nicht auch? Bevor sie sich Mängel eingestehen müssen, suchen sie jemanden, der sie versteht. Und versteht nicht ein Mann ein Mann besser? Ist es ein Wunder, dass Männer oft einfach nur Entspannung suchen? Zuneigung? Ohne diskutieren zu müssen. Ohne sich Probleme und Kritik von ihren ebenfalls berufstätigen Frauen anhören zu müssen. Frauen, die ebenfalls genervt von der Arbeit kommen und den Gatten eben nicht mehr liebend auffangen und nur für ihn da sind wie früher einmal, wo man je Dienstboten hatte und den ganzen faden langen Tag auf die Heimkehr seines Gemahls gewartet hatte. Ist es ein Wunder, dass Männer heute keine Verantwortung mehr übernehmen wollen? Dann können sie auch nicht verantwortlich gemacht werden für all das, was zum Problem werden könnte. Und dann noch Machtspielchen und die Angst, bei Machtspiel-

chen unterlegen zu sein? Männer die resignieren? Frustration, Resignation? Denkbar.“

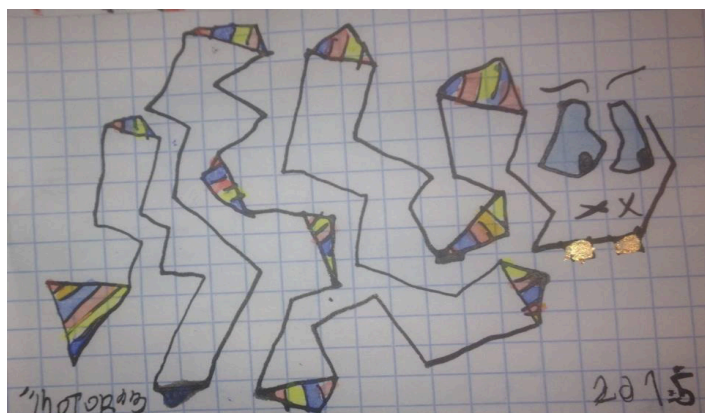
“Ich verweigere mich nicht“, entgegnete Bill. “Im Gegenteil, ich hätte früher schon gerne gewusst, wie das wäre, eine Frau im Arm zu halten. Aus Neugier. Wahrscheinlich hätte ich versagt. Vielleicht wehre ich mich gegen Mütterlichkeit, die Vereinnahmung meines Lebens durch meine Mutter!“ Bill schaute sie hilflos an, fuhr dann fort: “Mich haben schon als Schüler die Lehrer interessiert. Ich schwärmte nie für Lehrerinnen. Ich bin schwul geboren, da bin ich sicher. Ich stellte mich immer meine Lehrer vor, nackt. Wie sie beim Anblick meiner Nacktheit begeistert ihr...Gerät aufpflanzen. You know“, er grinste, “their cock.“

Lena nickte: “Na...und...ich meine, hattest du Lehrer, die dich...!“

“Nein, natürlich nicht“, antwortete er empört. So als wenn es dies gar nicht gabe. Ich wurde auch nicht von irgendeinem älteren Sugardaddy verführt. Ich fühlte mich einfach zu jedem hingezogen. Zu Gleichaltrigen, Älteren, Jüngeren, vorausgesetzt, dass da ein Schwanz vorhanden war, den ich“, er betonte das “ich“, “erwecken durfte. Ich bildete mir ein, dass jeder Mann, mit dem ich zu tun hatte, ein versteckter Homo ist, es nur nicht wüsste. Peilte jeden Jungen als Sexobjekt an und war dann total enttäuscht, das nicht jeder schwul ist. Fast empört. So quasi: “Der weiß es nur nicht.“

Ich bildete mich fest ein, dass jeder nur darauf wartete, von mir entdeckt, bekehrt zu werden. Andererseits, ich bin ja nicht allein. Ich bin ja gewissermaßen in bester Gesellschaft: Da Vinci, Michelangelo, der große Alexander, Shakespeare...“

Lena unterbrach ihm empört: “Da bin ich strikt dagegen, dass man Männer vereinnahmt. Männer die sich nicht wehren können“, protestierte Lena. “Ich finde es vermessen, sich mit Hilfe großer Persönlichkeiten einen Schutzschild zu bauen, ein Alibi. Wieso suchen Homosexuelle kramphaft Entschuldigungen? Wofür? Weshalb? Wenn doch alles so ganz normal ist? Da sagt einer, der und der war schwul, stellt es in Internet und peng, ist er schwul. Von nun an bis in alle Ewigkeit. Und wie kriegt er so ein Anhängsel wieder los? Wenn jemand Hinweise sucht, dann findet er sie. Wo aber bleiben die Beweise? Michelangelo, Leonardo lebten in der Renaissance. Den Zeitgeist von darf man nicht mit dem Zeitgeist von heute vergleichen. Es ist unmöglich, Michelangelo, Leonardo, Alexander, Shakespeare mit heutigen Augen zu betrachten, mit der heutigen Denkweise erklären zu wollen. Was uns heute besonders erscheint, war damals ganz normal.“



LUCAS KRISTAN

Mein allgegenwärtiger kalifornischer Traum

Mein allgegenwärtiger kalifornischer
Traum
Endet in der Sonne
Voller Liebe und Wonne
Entspannung unter einem Baum

Lieber bin ich draußen - statt drin im
Raum
Ein Bettler schläft in einer Tonne
Er ist krank - doch ihn pflegt die Non-
ne
Er findet Erlösung im Traum

Ich bin auch ein Bettler
(manchmal ist es nicht - manchmal
doch wahr)
Und der Bettler manchmal Dichter

Trunken und doch nicht immer Narr
Treffen wir alle unseren Richter
Hier und jetzt in Shangri-Lah

Hier und jetzt in Shangri -Lah
Gibt es weder Zeit noch Ort
Niemand ist da oder fort
Alles ist gleich un- wie wahr

Du greifst die Zaubermünze bar
Reist an einen Hort
Dunkelheit, existiert dort
Und du bist plötzlich nicht mehr so
nah

Und tief im Herz der Dunkelheit
Findest du das Licht
Stets stand es für dich bereit

Es gibt kein Prisma das es bricht
Um es zu finden ist immer die richtige
Zeit
Lediglich die Maya verklärt die Sicht

SPUREN DER SEHNSUCHT

Helmut Schreitmüller

Gedichte 2000 bis 2001 2. Auflage erscheint im Mai 2016

griechenland

die füße im weichen wasser
der ägäis
die hände graben sich langsam
durch den sand
die sehnsucht verliert sich
im wolkenlosen horizont

flirrende luft
umspiegelt das sonnegeärbte
gesicht
das rauschen des meeres tilgt
das letzte schluchzen
einer weinverdichteten seele:
alles vergessen, enthäutet,
schwimmt mein leben
im grenzenlosen sein

aufbruch

brennende schläge
auf nackter haut
grenzenlose wut des vaters
gnadenloses gesicht der mutter
festgezeichnet im
korridor zu meinem leben
alle strömungen erspüren
alle nöte von mir streifen
um zu neuem aufzubrechen
nichts unterlassend
mir selbst nicht mehr im weg

am ende

keine wohnung
kein geld
müdigkeit
kriecht durch meine
knochen
hoffnung verliert sich
im ungewissen
und utopia erstickt
im sumpf
zeitgeistiger scheinwahrheiten

morgendämmerung

aus dem urgrund sich erhebend
trauer- und traumumflort
liebt sich das elend
in die welt zurück
wohlwissend
daß das erlösende ende
nahe ist

gnadenzerflossen
weicht der fluch
dem licht einer diamantenen
sonne
leuchten die farben
der ewigkeit
in den augen der menschen
die wie girlanden
sein gesicht umranken
und langsam zerstäuben
die dornen der rosen
im lauen frühlingwind

du bist so lieb

von Christian Polansek

20.11.1992

du kriechst mir über den Rücken
du kriechst durch meinen Bauch
du schlüpfst durch meine Seele
du krabbelst durch meine Lungen
du nimmst mir mein Herz in Besitz
du machst Bum Bum Bum mit ihm
du trägst meine Füße
du greifst meine Hände
du bist mein Rückgrat
du bist meine Seele
du bist das liebste meiner Getränke
du bist meine gute Fee
du bist so lieb
du bist mein Früchtetee

hauptsoch die hund geht's guat

von Christian Polansek

20.08.2015

hauptsoch die hund geht's guat
hauptsoch die hund geht's guat
hauptsoch die hund geht's guat

im fernshn bringans bülda von de
meinschn auf da flucht
im Mittelmeer versinken die schiff
mitsaumt die leit drauf
die flüchtlingloger san überfüllt.
die meistn hom ka oaweit
vülle hom ka zül

hauptsoch die hund geht's guat
hauptsoch die hund geht's guat
hauptsoch die hund geht's guat

is wohnan wird imma teira
kana kaun si dies mehr leistn
auf da strossn san imma mehr leit
die dealer mochen dies wos eana
gfreit
ma glaubt, da polizei is a scho olles
wurscht

hauptsoch die hund geht's guat
hauptsoch die hund geht's guat
hauptsoch die hund geht's guat

do verliart ana grod sei wohnung
do verliart ane ihr oaweit
do wean betrüger verurteilt
do fohrt die feierwehr vorbei
ana mutter wean die kinder vom
Jugendamt weggenommen

hauptsoch die hund geht's guat
hauptsoch die hund geht's guat
hauptsoch die hund geht's guat

irgenwaun wearn roboter die mein-
schn ersetzn
irgendwaun wearn die maschinen
olles kontrollieren
olle redns dauernd vom kriag
obwohl kana auf den aundern an
wirklichen hassn hot
irgendwie wird's auf ammol so eing
do in deem laund

hauptsoch die hund geht's guat
hauptsoch die hund geht's guat
hauptsoch die hund geht's guat

a jeda reinnt um sei Göld
a jeda seitzt seine ellenbogen ein
a jeda schaut nur auf sein vorteil
a jeda nimmt si wo er glaubt, dass
es eam föhlt
speim könnt ma tog und nocht
waun ma die leit so zuaschaut
wos a jeda so mocht
a jeda wüll nur hom und nix geim
als geibats kane aundern die a wos
hom wulln vom leim

hauptsoch die hund geht's guat
hauptsoch die hund geht's guat
hauptsoch die hund geht's guat

Marcel Fotter

*1. 7. 1968 in Graz, 2011 Talisman im Bernstein der Zeit (Lyrik), 2009 Wer das nicht mehr hat (Lyrik).

Lebt als Musiker und Schriftsteller in Graz

Es wird sich noch zeigen

Es wird sich noch zeigen
Wenn mein herz ganz zerstoßen ist
Wenn der sommer euch den rücken kehrt
Wenn nackter fels hereinragt
die tage beengt und jeden traum
hinunterdrückt
wenn die wörter und sätze und werke
der weisen zum klingen bringen
jene die alles verloren
und nur das herz weiß
was sein urgrund ist
und wer sein herr
werden wörter lieder sein
wir sinn gesang
wird ein rhythmus lebendig
werden wälder sich wiegen
im kindheitstraum
wenn mein herz zerstoßen ist
ganz

Was meinst du

Was meinst du wer besser dran ist
Und wer weiser ist
Ein kind, das über einen apfel lacht,
oder du, dem der tod auf den fersen
ist, schon seit langem
du weißt es
und kannst es doch nicht ändern
und wer lebt
das gerippe
dem der wind durch die rippenbögen pfeift
oder die wüste, die alles umgreift
so weit seid ihr weg ihr götter
dass ein blick aus schrägem auge
mich ans blau des meers gemahnt
an die silbermünze sehnsucht
die ich als kind hoch in die lüfte warf
wo zeus ist der greif

Diotima

Diotima hasste Hölderlin auf lange Zeit
Weil er vom Bienengesumm der Blätter
In der Krone eines Baumes sang
Statt sie zu erobern
Die eines Schmiedes bedurft hätte
Um von den Ketten der Gesellschaft
Befreit zu werden
Und Friedrich wusste, dass die Hälfte des
Lebens
Dem Kuss der Muse
Gewidmet sein würde
Und dann sollte das lange Welken
Beginnen, mit dem er gedachte
Demeter zu eigen zu werden

Der wolf der rache

Der wolf der rache
In mir unschuldig geboren
Ist niemand
Unschuldig der wolf
Dem mond gegenüber
Der seine mordlust auf
Abstand hält
Waren wir nicht freunde?
Jetzt sucht der innere mensch
Seine heimstatt im kristallinen
Licht
Das jedem gehört und das
Niemand mit dem anderen teilen kann
Vergib mir
Dass ich fleisch bin
Fleisch fresse, die krähe
Den hund und das schlachtopfer
Heimlich in uns die freude
Über das unglück des anderen
Du bist nicht ohne schuld
Bist geboren
Atmest mit jedem puls
Das blut des anderen
Freundes
Dem du das messer in den rücken stösst
Dass seine anmaßung
Verblutet
Lange
Und langsam
Im sand der teilnahmslosen
Erde
Der rachewolf
Stets seit dem anfang ...

DER SÄKULARISIERUNGSSPRAY

Irene Putz ist charakterlich eine Mischung aus einer Putzfrau, einer Wahrsagerin und einer Wudupriesterin.

Irene Putz betritt die Bühne: „Pffft.“ In der Hand hält sie eine Sprühdose. Sie sprüht damit um sich. In der anderen Hand hält sie einen Stuhl, welchen sie mittig auf der Bühne aufstellt. „Pffft.“ Sie sprüht den Stuhl an. Lacht ins Publikum. „Hä, hä, hä, hä.“ Sie sprüht ins Publikum. Dannach setzt Sie sich auf den Stuhl. Sie schaut sich die Menschen im Publikum an. Sie sucht sich einzelne Personen aus. Sie zeigt mit dem Finger auf die ausgewählte Person und sprüht in Richtung dieser. Grinst hämisch. „Hä, hä, hä.“

„Wissen Sie, was das ist? Wer weiß, wofür diese Sprühdose gut ist? Niemand kann es wissen, weil nur ich weiß, was da drinnen ist. Aber ich bin ein guter Mensch. Eine gute Frau. Ich erzähle Ihnen was das ist. Passen Sie auf. Hören Sie zu! Mein Großvater hat auf unserem Dachboden eine Flasche mit einem Elixier gefunden.“ Irene Putz sprüht um sich. „Diese Flasche hat dem Großvater meines Großvaters gehört. Der hat sie einem Soldaten in Südfrankreich abgekauft. Angeblich wurde diese Flüssigkeit in der Zeit während der Gegenreformation von den Lutherischen entwickelt, um das was katholisch gemacht wurde, wieder davon zu erlösen, vom Katholischen. Hä, hä, hä.“ Pfft. Irene Putz sprüht wieder um sich. „Während des Josefinums wurde dieses Elixier eingesetzt um Katholische Kirchen und Klöster zu verstaatlichen.“ Pffft.

„Während der Französischen Revolutuion wurden kirchliche Gebäude damit angestrichen. Und schwupps di wupps waren diese Häuser in staatlichem Besitz und von allem belastendem Segen befreit.“ Pffft. „Ich werde oft zu Hilfe gerufen. Ich muss bei Segnungen von Autos auf großen Parkplätzen Fehlsegnungen rückgängig machen.“ Pffft. Irene Putz sprüht sich unter die Achseln. „Hä, hä, hä, hä, hui. Stellen Sie sich ein Fußballspiel in Brasilien vor: Die Fans der gegnerischen Mannschaft machen Wudu. Sie vergraben ein totes Huhn unter dem Tor des Gegners. Pfft. Einmal sprühen und der ganze Wuduzauber ist wirkungslos. Das Hendl wurde umsonst eingegraben. Wäre gescheiter gewesen das Vieh zu grillen und zu verspeisen. Pfft. Diese armen fantasielosen Terroristen und die Taliban bräuchten keine heiligen Gebäude und Statuen mehr in die Luft zu sprengen. Einmal ordentlich mit dem Säkularisierungselixier angesprüht und alles Heilige und Religiöse wäre draußen. Somit könnten alle Bauwerke und Statuen jede Revolution und jeden Krieg schadlos überstehen.“ Pffft. Irene Putz sprüht sich zwischen die Oberschenkel. Spricht mit seligem Ton: „Ein Europäisches Friedensprojekt.“

Irene Putz erstarrt mit glücklichem Gesichtsausdruck auf der Bühne

Marokko Flughafen

von Markus Hell

9.4.2003

Geplanter Abflug Wien Schwechat 6 Uhr früh. Die Nacht davor bei Schneegestöber durch Wien geirrt, von Beisl zu Beisl. Um Eins mit Taxi zum Flughafen. Rückzug aufs Behindertenklo. Dort weiter Bier, dann etwas geschlafen. Einmal wurde wie wild an der Tür gerüttelt. Ich gab keinen Laut. Mich der Winterjacke entledigt, die werde ich in Marokko nicht brauchen. Um 5 Uhr raus, Einchecken, Sicherheitskontrollen: der erwartete Alptraum. Ebenso der Flug. Panikattacken und der lächerliche Wunsch abzustürzen. Blähungen. Lautlose Fürze. Hoffe mein Sitznachbar wird es irgendwie nicht mitkriegen. Er rückt aber immer mehr von mir ab und stöhnt zwischendurch. Herrliches Flugwetter und toller Ausblick von meinem Fensterplatz. Alpen, Mittelmeer, Spanien, Gibraltar. Dann mein geliebtes Marokko. Ankunft Agadir in gelöster Stimmung.

Jetzt könnte ich sagen: „Mich empfing ein Schwall heisser Luft, der mir den Atem nahm“. Aber so war's nicht. Es war April und einfach angenehm warm. Nach den Einreiseformalitäten verlasse ich das Flughafengebäude und augenblicklich umringt mich ein Schwarm von Männern aller Altersstufen, die meisten in langen, erdfarbenen Gewändern: „Monsieur. Oui Monsieur.“ Also Taxler, die mich zu ihrer Kiste dirigieren wollen. Einige fassen mich am Ärmel. Das ist ja das Schöne am Verreisen in wirklich arme Länder: Man kann in der Heimat noch so ein Loser sein. Hier ist man plötzlich wer, ist begehrt, steht im Mittelpunkt. Und obwohl die meisten Marokkaner jünger, schöner, stärker, schneller, mutiger und wifer als ich sind, blicken Sie irgendwie zu mir auf, finden mich offenbar interessant. Merken die nicht, was für ein Trottel Ich bin? Ein stinkender, vom AMS gemästeter Provinzarsch, der sich wegen einer „Winterdepression“ seit 6 Wochen nicht gewaschen hat? Inmitten dieser Männer, die jeden Tag ums nackte Überleben kämpfen, forme ich schüchtern + zögerlich die ersten französischen Wörter: „Non..non merci..combien ca coute?.. also das bisschen französisch, das mir die arme Frau Professor Schlesinger in den 80ern beizubringen versuchte. Ich und Volker (der heute bei den Wiener Philharmonikern spielt) hatten so gut wie nie die Hausaufgaben gemacht. Ich erinnere mich an unsere legendären, aber auch kranken Lachanfälle, wenn uns Frau Professor Schlesinger wieder eine Rüge erteilte oder eine schlechte Note gab. Wir Schüler bekamen alle französische Namen. Ich wurde „Pierre“ getauft. Pierre heißt „Stein“ und den hat mir Frau Professor Schlesin-

ger verpasst, weil Sie meinte, daß Ich so gefühllos sei wie ein Stein. Und damit hatte Sie fast recht, denn nach 6 Jahren Brucker Gymnasium waren tatsächlich alle meine Gefühle abgestorben, bis auf Eins: Der blanke HASS.

Na ja, was soll's. Ist lange her. Jetzt also Marokko. Schließlich wird ein Preis vereinbart, ich besteige einen klapprigen, alten Peugeot und wir fahren los.

Marokko Bushaltestelle

von Markus Hell

Marrakesch 13.4.2003

Habe mich heute bei mörderischer Hitze zu Busbahnhof gequält. Schwindelanfälle. Glaubte wirklich umzufallen, auch wegen der weiten, offenen Flächen, die ich überqueren musste. Auf dem riesigen Areal vor dem Busbahnhof saßen und hockten Hunderte Männer in kleinen Gruppen verteilt am Boden, ca. die Hälfte davon Schuhputzer. Am sehr chaotischen Bahnhof relativ bald den richtigen Schalter gefunden. Abfahrtszeit morgen schon 9h30, so werde Ich nicht zu spät in Meknes ankommen.

Marrakesch 14.4.2003

Ich erwache nach nur 4 Stunden unruhigen Schlafs. Es hat um ca. 10° abgekühlt. Regen. Leicht angefeuchtet erreiche ich den Busbahnhof. Ich gehe um 9h wie vereinbart zu Schalter 6, deute auf mein Ticket und frage: „Wo Bus Meknes?“. Einer der 4-5 Herumstehenden (es hat sich sofort ein Kreis von Männern um mich gebildet), schaut kurz auf den Zettel, dann auf mich und schreit einen Anderen an. 2 Minuten passiert nichts. Auf mein weiteres Fragen wird mir beschieden, hier auf Denjenigen, der mir gestern das Ticket verkauft hat, zu warten. Der taucht aber nicht auf. Mein erster Ansprechpartner nimmt mich bei der Hand und führt mich zu Schalter 11. Er redet auf den dortigen Beamten ein, worauf mir mein Ticket abgenommen und ein Neues, allerdings von einer ganz anderen Buscompany und mit falschem Datum, ausgehändigt wird. Eine weitere Person wird damit beauftragt mich zu dem schon bereitstehenden Bus zu begleiten (der in dem unbeschreiblichen Chaos vor dem Busbahnhof für einen nicht eingeweihten unmöglich aufzufinden gewesen wäre. Das Fahrziel steht auch nicht auf dem Bus. Ich sehe keinerlei Fahrpläne). Auf dem kurzen (ca. 100m) Fußweg zum Bus werde ich noch 2 Mal an andere Gehilfen übergeben. Man weist mich an einzusteigen. Um 9h30 ist noch viel Platz im Bus. Doch erst jetzt, UM 9h30, also der offiziellen Abfahrtszeit und nicht VOR 9h30, wie es aus meiner Sicht vernünftig wäre, strömt das Gros der Fahrgäste mit Sack und Pack herbei, da-

runter einige Blinde und schreiende Kinder, und alle Kinder scheinen hier IMMER zu schreien. Männer mit Blöcken und Kulis in der Hand laufen hektisch umher, die Destination unseres Buses ausrufend, um Gäste anzulocken. Das machen übrigens auch die Bediensteten ALLER anderen Busse. Die Zeit verrinnt. Der Motor läuft ununterbrochen seit 9h30. In Minutenabständen hupt der Fahrer um anzudeuten, daß es nun aber wirklich bald losgeht. Und um 10h15 beginnen wir wirklich in kleinen Rucken meterweise zu rollen. Nebenher schreiend und wild gestikulierend die Gehilfen, und weitere Fahrgäste werden, zur Eile gedrängt, in den stetig rollenden Bus gezwängt. Zwischendurch schieben sich Bettler, Verstümmelte und Kleinhändler durch den schmalen Mittelgang, werden von den Gehilfen verscheucht. Aber nur halbherzig. Dieser Prozess des Immerweiterrollens dauert, unglaublich aber wahr, nun schon 1 Stunde, und wir haben das Areal des Bahnhofs noch immer nicht verlassen. Schließlich ist unser Bus fast voll. Ein Polizist beginnt uns pfeifend herauszuweisen, wir fahren tatsächlich, aber nur ca. 100 Meter, bremsen wieder ab, der Hauptgehilfe springt ab, läuft, sprintet neben dem Bus, immer „Meknes, Meknes“ rufend. Neue Gäste taumeln herbei, teilweise scheint es, als wollen Sie gar nicht mit, werden aber gnadenlos rein gezwängt, denn der Bus muss voll werden. In den stets rollenden Bus wird unter unbeschreiblichen Diskussionen und Lamento das Gepäck eingeladen, und jeder (außer mir) hat eine Unmenge an Gepäck. Ich bin sicher der Einzige der diese Fahrt freiwillig unternimmt. „Zum Vergnügen“ sozusagen. Für viele scheint dies die erste Fahrt zu sein, so aufgeregt blicken Sie umher, für manchen wird es wohl die letzte sein?! Von einem Mitreisenden erfahre ich, dass wir zwar SCHON nach Meknes fahren, aber leider über Casablanca und Rabat, also einen gigantischen Umweg. Die eigentliche Abfahrt geschieht dann fast beiläufig. Wir lassen Marrakesch hinter uns.

An jeder größeren Station werden, sobald Leute aussteigen, neue hineingestopft, und erst dann geht's weiter. Das nimmt soviel Zeit in Anspruch, dass für Pausen keine Zeit bleibt. Jene, die ein dringendes Bedürfnis haben, müssen das direkt bei den Ein- und Ausstiegsstellen erledigen, und zwar sowohl das kleine als auch das große Geschäft. Ich habe einige Leute in ein Feld kacken gesehen oder in eine Ecke einer Busstation. In meinem Fall (klein) wars eine Mauer einer belebten Straße in Casablanca unter den Augen Hunderter Passanten und aller Mitreisenden. Irgendwann erreichen wir tatsächlich Meknes. Wir halten an einem der alten, verfallenen Stadttore. Ich stolpere aus dem

Bus und werde sofort von Lärm und Hektik umfangen. Kopfweh. Schnupfen.

Marokko Rabat

von Markus Hell

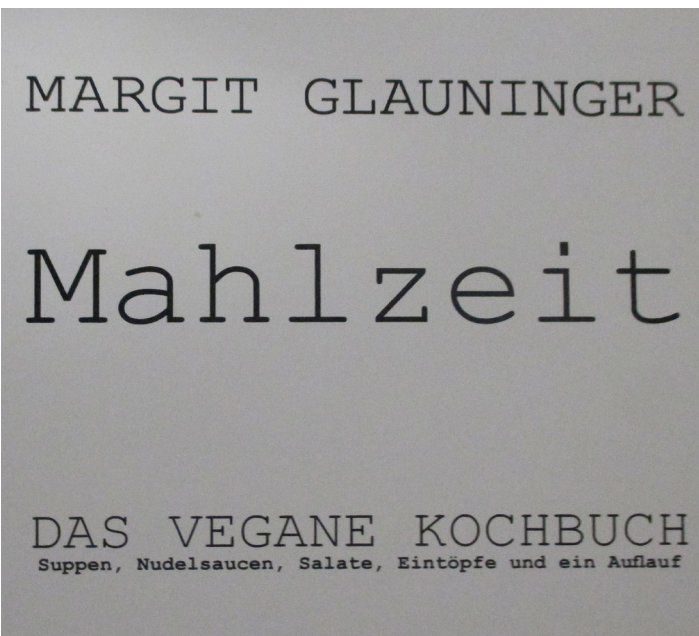
17.4.2003

Ruhige und angenehme Zugfahrt von Meknes nach Rabat. Die Erkältung, die ich mir im hochgelegenen und feuchten Meknes eingefangen habe, geht langsam weg! Die kultivierte Atmosphäre der marokkanischen Hauptstadt strahlt sogar in den Zug aus. Und tatsächlich: Kaum angekommen umfängt mich das alte, entspannte „Rabat-Feeling“! Man kann hier, ganz anders als im Rest Marokkos, wunderbar frei und ungestört flanieren, sich treiben lassen. Ich bin aus Freude, es wirklich wieder hierher geschafft zu haben, viel offener und lasse mich gerne mal in kurze Gespräche verwickeln. Auch mein Französisch scheint plötzlich besser zu funktionieren. Ich spüre die sanfte Brise, die vom Atlantik herüber weht, spaziere auf den breiten, großzügigen Boulevards, genieße einen „The a la Minthe“ in einem der zahlreichen Straßencafes. So ähnlich muss sich Paris in den 20er oder 30er Jahren angefühlt haben!

Aber Rabat hat auch seine rauen Ecken. Ich besuche aus nostalgischen Gründen wieder jene primitive, abgefuckte Kneipe, die genau an der Schnittstelle von Alt- und Neustadt liegt. Bestelle Salat mit Brot und scharfer Tomatensauce um nur 5 Dirham. Ein Bursche knallt mir eine Wasserflasche auf den Tisch. Ein Gast, der seine Frau zum Essen „ausführt“, reißt im Vorbeigehen einen der Plastiksessel an meinem Tisch um. Fluchend rammt er ihn wieder in den Boden, ohne mich auch nur anzusehn, geschweige denn sich zu entschuldigen. Aber er hat ja recht, er hat ja nichts Böses getan, nur eben den Stuhl umgehauen! Das kann schon mal passieren, nur keine Umstände! Hier geht es eben laut und wild zu, Gäste und Personal sind ungehobelt aber ehrlich, es ist schmutzig aber billig! Und ich fühle mich wohl! Endlich befreit von diesem europäischen Höflichkeits- und Hygienewahn, dem ganzen verlogenen Getue! Und wie mein Tischnachbar schlinge ich das Essen nur so rein. Ich haben eben einen Scheißhunger! Hatte lang nichts mehr zu beissen, mon ami! Und Ich rülpe laut, aber ich bin immer noch der mit den besten Manieren... Das nächste mal reise ich Denen einen ganzen Tisch um! Qui, Monsieur!

Markus Hell geb. 1969 in Wels, lebt seit vielen Jahren in Graz. Zahlreiche Reisen und Auslandsaufenthalte (Israel, Italien, London). Neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit auch Songwriter und Bandleader einer Rock'n'Roll und Blues Band.

MARGIT GLAUNINGER
Mahlzeit
DAS VEGANE KOCHBUCH



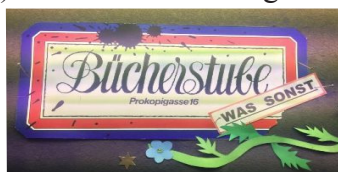
Auf 132 Seiten liefert Margit Glauninger 56 vegan/vegetarische Rezepte zum Nachkochen. Keine lästigen Mengenangaben erlauben dem geübten Koch, der erfahrenen Köchin nach Lust und Laune die Mengen und die Größe der Portionen selbst zu bestimmen. Es handelt sich um eingängige Menüs einmal weniger einmal mehr scharf gewürzt. Alle Zutaten sind auf den heimischen Bauernmärkten käuflich erwerbbar. Eine bunte vegane Kochanleitung die einem alle Freiheiten in der Küche erlaubt. 36 farbige Fotos von den Zutaten machen Gusto aufs Zubereiten der Speisen.

Mahlzeit

das vegane Kochbuch von MARGIT GLAUNINGER,
ISBN-13 978-3-9502504-8-0 edition MOTOR

Preis **12,00 EURO** (DE/AT) 2. veränderte Auflage

Erhältlich im ordentlichen Buchhandel und in der Bücherstube in der Prokopigasse 16 in Graz.



Bärchen erzählt Opern aus Sagen und Mythen

Ein Opernführer mit vielen Bildern für Kinder und Erwachsene von Sonja Fuhrmann



Bärchen erzählt Opern aus Sagen und Mythen. Es werden Opern kindgerecht erzählt. Alle Erzählungen sind mit vielen anschaulichen Bildern ergänzt. 11 Opern sind in dem Buch beschrieben. Jede kurze und kindgerechte Beschreibung wird mit einem Bild szenisch dargestellt. Bärchen erklärt zusätzlich in einer „Gedankenblase“ Begriffe und Zusammenhänge.

Folgende Opern sind enthalten:

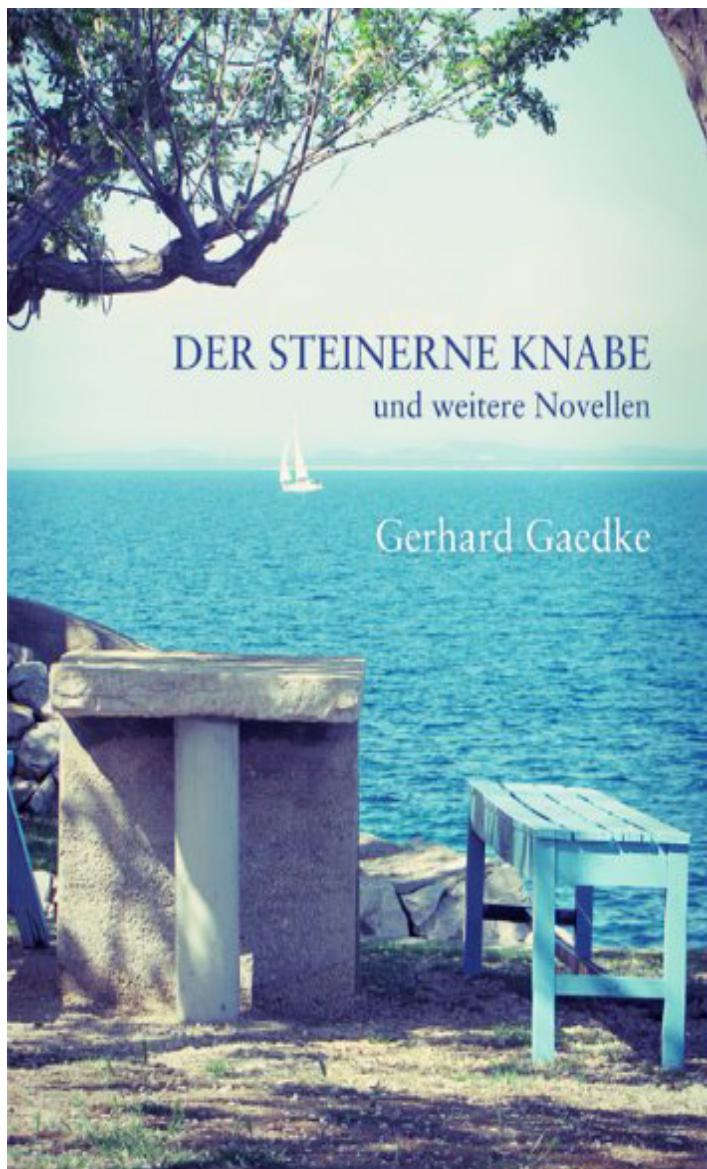
Orpheus und Eurydike von Willibald Gluck 1762, Rusalka von Antonin Dvořák 1901, Undine von Albert Lortzing 1845, Parsifal von Richard Wagner 1882, Lohengrin von Richard Wagner 1850, Rheingold von Richard Wagner 1869, Walküre von Richard Wagner 1870, Siegfried von Richard Wagner 1876, Götterdämmerung von Richard Wagner 1876, Der Freischütz von Carl Maria von Weber 1821, Don Quichotte von Jules Massenet 1910, Der fliegende Holländer von Richard Wagner 1843.

Bärchen erzählt Opern aus Sagen und Mythen
Autor: Sonja Fuhrmann 168 Seiten, 21x21 cm,
ISBN/EAN: 9783981767018 430 g/500g
Paperpack : 20,60 € Hardcover: 32,90 €

Verlag: FuhRödART

Erhältlich im wohlsortierten Buchhandel!

Der steinerne Knabe GERHARD GAEDKE

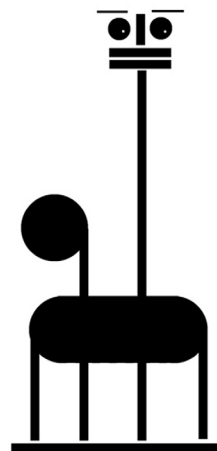


In diesen Kurzgeschichten treffen südländischer Flair, Wiener Kaffeehauskultur und Grazer Charme aufeinander, Unterhaltung und Hintergründiges mischen sich zu einem harmonischen Ganzen. Gerhard Gaedke blickt hinter die Fassaden zwischenmenschlicher Beziehungen und entlockt dabei dem Leser so manches Schmunzeln. In den vorliegenden Novellen lotet er die Tiefen menschlichen Verhaltens aus, bedient sich dabei unterschiedlicher Erzählstrategien und beweist sich als profunder Kenner der österreichischen Städte Wien und Graz, die gerne auch einen zentralen Schauplatz in den Geschichten einnehmen. Tauchen Sie ein in die Welt seiner Kurzgeschichten – Lesevergnügen ist dabei garantiert.

24,90 EUR ISBN: 978-3-900323-87-5
Gaedke, Gerhard
552 Seiten, Broschur

GUTEN MORGEN HERR MÜLLERMEIER der Roman von Christian Polansek

GUTEN MORGEN
HERR MÜLLERMEIER
ROMAN



CHRISTIAN
POLANŠEK

DER KUNSTMALER KURT MÜLLERMEIER ERWACHT IM KÖRPER DES BÜRGERMEISTERS DER METROPOLE SONNENSTADT. DIE SICH DARAUS ERGEBENDEN PROBLEME SIND VORHERSEHBAR.

GUTEN MORGEN HERR MÜLLERMEIER Autor: CHRISTIAN POLANSEK erste limitierte Auflage 2015 ISBN/EAN: 9783950250466
Seitenzahl: 196 Format: 20 x 12 cm
Sprache: Deutsch Preis **19.80 €**
Erhältlich im wohlsortierten Buchhandel!